

Die Nordmark im Glaubenskampf

Eine Antwort der Kirche an Gustav Frenssen

Herausgegeben von Johannes Lorentzen

Pastor in Kiel

[1936]

Verlag: Missionsbuchhandlung Breklum

[1]

Druck: Missionsbuchhandlung Breklum.

[2]

Inhalt

Johannes Lorentzen: Vorwort	2
Otto Dibelius: Frenssens Abschied vom Christentum.....	2
Johannes Tonnesen: Die Wandelbarkeit Gustav Frenssens	7
Johannes Lorentzen: Gustav Frenssens Christusbild	11
Wolfgang Miether: Frenssens Gottesbotschaft	16
Hans Dunker: Die Verschwommenheit des heidnischen Glaubens – Die Klarheit des christlichen Glaubens.....	20
Hans Treplin: Anmerkungen zum ersten Psalm.....	23
Frau Tonnesen: An Gustav Frenssen. Das Wort einer Mutter aus der Nordmark.....	28
Heinrich Voß: Um die Jugend der Nordmark. Wort eines Lehrers.....	32
Johannes Tramsen: Frenssens Urteil über die Kirche der Nordmark und ihre Pastoren.....	33
Martin Pörksen: Nur noch sterbende christliche Gemeinden in der Nordmark?.....	36
Johannes Drews: Der Pastor in Hemme schreibt	43
Johannes Tonnesen: Was der Norden sagt!.....	43
Paul Gerhard Johanssen: Wie wird es weitergehen?.....	47
Inhaltsübersicht	50
Bisher erschienen	51

Johannes Lorentzen: Vorwort

Gustav Frenssen hat ein Buch geschrieben: „Der Glaube der Nordmark“. Daraus wollen wir antworten.

Frenssens Buch fällt ein scharfes Urteil über die Kirche der Nordmark.

„Man wird es den Christen der deutschen Nordmark überlassen müssen, zu diesem Urteil Frenssens Stellung zu nehmen,“ schrieb D. Dibelius. Das Wort, in dem er das sagt, bildet nun den ersten Abschnitt dieser Schrift.

Die dann weiter Antwort geben, gehören alle der Bekennenden Kirche Schleswig-Holsteins an.

Wir betonen, daß wir es in dieser Schrift nicht mit dem Dichter Frenssen zu tun haben. Wir haben es mit dem zu tun, von dem einer unserer Aufsätze sagt: „Ach wäre er bei dem geblieben, wozu er Gabe und dichterische Vollmacht hatte!“

Es liegt uns auch nicht an der Abwehr von Frenssens Buch allein. Die wäre am Ende so nötig nicht gewesen. Es liegt uns daran, an unserem Teile mit dazu zu helfen, daß unser Volk, das auf verschiedene Weise von der Gottlosigkeit hin zu dem lebendigen Gott gerufen ist, sich nicht dazu bringen lasse, wie es weithin schon geschehen ist, statt Gott das Göttliche so zu suchen, daß es in der eigenen Frömmigkeit zuletzt doch bei sich selber stecken bleibt – und Gott verliert! – Möge Frenssens Buch bei vielen ein solches Echo finden, daß sie klar und kräftig bezeugen:

Wir glauben an Gott, den Vater, den Allmächtigem

Wir glauben an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Heiland und Herrn.

Wir glauben an den Heiligen Geist, eine heilige, christliche Kirche. [3]

[4]

Otto Dibelius: Frenssens Abschied vom Christentum

Es ist die alte Sprache – die gesättigte, sinnenfreudige, ruhige und schwerblütige Sprache Frenssens.

Es ist die alte Art, von Volk und Landschaft her zu empfinden und das Leben so mitzuleben, wie es eben gelebt wird; mit einem verstehenden Lächeln gegenüber allem, was ist und geschieht, ohne sittliche Ansprüche an die Menschen, am wenigsten, wenn es um das Verhältnis der Geschlechter zueinander geht.

Es ist die alte Art, sein Buch als Dichtung zu beginnen und es als Tendenzschrift zu beenden. In „Hilligenlei“ steht zum Schluß das Leben des germanisierten Jesus, im „Pastor von Poggsee“ steht zum Schluß die endlose Rede – mehr als dreißig Druckseiten! – über die völkische Zukunft der Deutschen. Und im „Glauben der Nordmark“ wird zum Schluß die deutschgläubige Literatur empfohlen, Bücher und Zeitschriften, von Hermann Mandel bis zu Wilhelm Hauer und Herbert Grabert; es fehlt nur, daß Verlag und Preis angegeben werden.

Es ist vor allem die alte rationalistische Art, über den christlichen Glauben zu reden. In „Hilligenlei“ war das Loblied auf die deutsche Wissenschaft erklingen, die der „dick und stark“ gewordenen Kirche ihre „Geheimnisse aus dem Leibe gerissen“ habe. In jahrzehntelanger Arbeit hätten deutsche Gelehrte die Dornenhecke durchbrochen, hinter der der Held Jesus geschlafen habe; nun sei er erwacht und stehe vor uns – als ein Mensch! Vernunft gegen Glauben, Wissenschaft gegen Christentum! In dem neuen Buch heißt es von Luther: er habe jeden Satz und jedes Wort der Bibel durchforscht. „Es kamen ihm wohl zuweilen wissen-

schaftliche Bedenken, zuweilen auch solche der Vernunft und seines deutschen Gewissens; aber er schob es alles beiseite. Und so verkündete er als ewige göttliche Wahrheit: Jesus Christus ist, durch ein einmaliges Wunder, Gott und zugleich Gottes Sohn, auf die Erde gesandt.“ Und so fort. Über diesen „verbesserten Glauben“ Luthers aber sei die Wissenschaft hinweggeschritten. Den letzten entscheidenden Schlag habe Mathilde Ludendorff geführt. Nun sei festgestellt für alle Zeit, daß das Neue Testament, genau wie das Alte, eine „Sammlung wahrer und unwahrer, kluger und [5] dummer, edler und gewöhnlicher Begebenheiten, Phantasien, Ausschmückungen, unüberlegter und wohl erwogener Lehrsätze sei“. Die Wissenschaft triumphiert über den christlichen Glauben!

Es ist der alte Frenssen.

Nur in der Form ist alles bestimmter geworden. Die letzten Rücksichten auf die eigene Vergangenheit sind geschwunden. Im Anfang des neuen Buches gibt er so etwas wie eine Entschuldigung, daß er einst Theologie studiert habe und Pastor geworden sei. Er habe die Kirche „in dem schweren niedersächsischen Nebel“, der über seiner ganzen Jugend gelegen habe, nicht für ein besonderes Gebilde und für einen Fremdkörper im deutschen Wesen und Volk gehalten, sondern für eine allgemeine Volkssache; er habe sie für das Tor gehalten, dem ganzen Volk in vorsichtigem ehrfürchtigen Worten das Wunder der Schöpfung, des Lebens und des Todes zu deuten, damit sie erkennen sollten, warum man ernst sein müsse! Aber der christliche Glaube im eigentlichen Sinne des Wortes habe in seiner Seele nie eine Heimat gehabt.

Nun will er sich von den letzten Erinnerungen an diese seine „christliche“ Vergangenheit befreien. In „Hilligenlei“ hatte es noch geheißen, daß die Prediger der Zukunft „mit leuchtenden Augen Leben, Taten und Glauben des schlchten, treuen Helden – nämlich des historischen Jesus! – verkünden und mit Prophetenaugen und Prophetenworten von der Zukunft der Menschheit reden würden, welche ins selige Gottesreich hinüberläuft“. Im „Pastor von Poggsee“ und „in den „Grübeleien“ war von dem Helden Jesus schon nicht mehr die Rede. Im „Glauben der Nordmark“ wird dieser Jesus von Nazareth endgültig abgetan. Seine Worte haben uns nichts mehr zu sagen. Auch sein Leben und sein Sterben nicht. Ungezählte deutsche Soldaten seien heldenhafter in den Tod gegangen als dieser Jesus von Nazareth. Und alles, was die christliche Kirche um diesen Zimmermann Jesus als Gotteslehre und Sittenlehre gesponnen habe, stehe im Gegensatz zu dem, was die Stimme unseres Blutes sagt. Es muß ausgeschieden werden! Diesen Abschied vom Christentum begründet Frenssen damit, daß die deutsche Nordmark schon seit langem nicht mehr christlich sei. Sie stoße jetzt ab, was ihrer Natur entgegen sei und kehre zurück zu ihrem eigensten Wesen. Man wird es den Christen der deutschen Nordmark überlassen müssen, zu diesem Urteil Frenssens Stellung zu nehmen.

Hier soll nur bemerkt werden, daß Schleswig-Holstein in der Tat, nächst Hamburg, Bremen und Berlin, seit langem die geringste Kirchlichkeit hat. Es gibt keine zweite deutsche Landschaft, in der so wenig Menschen sich im Gottesdienst und zum Abendmahl zusammenfinden wie in Schleswig-Holstein. Was es um eine innerlich lebendige evangelische Kirche ist, hat Frenssen in seiner Gemeinde Hemme in Norderdithmarschen in der Tat nie erfahren können! [6]

Es ist etwas sehr Ernstes darum, daß es so steht. Mancher Pfarrer der Nordmark ist innerlich krank geworden in der Einsamkeit seines Glaubens – einer Einsamkeit, von der man in andern Gegenden Deutschlands nichts weiß.

Weshalb es gerade in Schleswig-Holstein so steht, ist nicht leicht zu sagen. Die Erweckungszeit hat gezeigt, daß auch in der Nordmark ein starker, bewußter christlicher Glaube Wurzel schlagen kann. Claus Harms war ein holsteinischer Bauernsohn. Matthias Claudius hat in der Zeit des Rationalismus vor den Toren Hamburgs seines christlichen Glaubens in einzigartiger Innigkeit gelebt. Hebbels Mutter, die Maurersfrau in Wesselburen, ließ sich von ihrem

Sohn an jedem Tag aus Bibel und Gesangbuch vorlesen. Wie sie war, waren damals ungezählte andere.

So könnte man fortfahren, von christlichem Glaubensleben in der Nordmark zu reden. Daß die deutsche Nordmark im Grunde immer heidnisch geblieben und es jetzt wieder ganz geworden sei, ist sicherlich eine gewagte Behauptung.

Unkirchlich ist sie jetzt. Das ist gewiss. Die Vereinzelung der Menschen auf ihren Höfen, eine gewisse Anlage zu kühler Verständigkeit mag dabei mitspielen Das Entscheidende aber ist etwas anderes. Auch bei Frenssen selbst.

*

Es ist ein Zwiespalt in dem Buch.

Vom Glauben der Nordmark will es reden. Immer wieder beginnt sich Frenssen auf dies Thema. „Ich will von der Nordmark reden.“ „Von der Nordmark rede ich.“

Aber er redet gar nicht in erster Linie von der Nordmark Er redet von dem Werden und Vergehen der Religionen im allgemeinen. Er redet von Nietzsche, von Darwin, von Mathilde Ludendorff. Er redet von Goethe und Hitler. Er redet von der katholischen Kirche und vom Bolschewismus. Er redet vom christlichen Glauben und von natürlicher Religion im allgemeinen.

Sein Lehrsatz heißt: Mit dem Christentum ist es zu Ende! Nicht nur in der deutschen Nordmark, sondern überhaupt! Warum ist es zu Ende?

Erstens, weil der Kirchenbesuch überall zurückgegangen ist und das speziell Christliche für die grobe Masse keine Rolle mehr spielt.

Höchstens ein Häuflein von Pastoren glaubt noch im Ernst an eine Erlösung durch das Blut Christi.

Zweitens, weil die Wissenschaft bewiesen hat, daß die Bibel ein unglaubwürdiges Buch ist.

Drittens, weil das Christentum zu nichts taugt. Es hat die Menschen nicht besser gemacht. Auch die Kirchenleute und die Geistlichen sind Menschen wie alle anderen. Und Fortschritte sind immer nur da erkämpft worden, wo die Macht der Kirche gebrochen worden war. [7]

Viertens aber und vor allem, weil das Christentum dem natürlichen Empfinden der Menschen widerspricht. Und dies natürliche Empfinden ist oberstes Gesetz. Der Mensch ist ja gut! Seht doch, wie gut er ist! „In dir wohnt, von Gott und Vorfahren her“ – das sagt übrigens Ludwig Müller in feiner Verdeutschung der Bergpredigt genau so, nur daß er es als Wort des ewigen Christus bezeichnet! – „Kern, Wille, Lust zu allem Schönen, Wahren und Guten. Laß es röter und röter funkeln, heller und heller flammen!“ Weil das so ist, darum ist es nichts mit der Sünde. Darum bedarf es keiner Erlösung Darum bedarf es auch keines Heilandes mit der Dornenkrone!

Wo haben wir das alles doch schon gehört?

Ganz unbefangen, ganz wie etwas Selbstverständliches taucht bei Gustav Frenssen das Wort auf: das kirchliche Christentum sei „Opium“ für ein Volk! Da ist es, das alte Schlagwort des Marxismus, mit dem man die Ernte aus dem Ackerfeld des Freisinnns in die Scheuern brachte. Hier liegt die Wurzel bloß, aus der Frenssens Urteil über das Christentum erwachsen ist. Der Mensch, der seiner selbst mächtig sein will, erhebt sich gegen alles, was ihm Schranken setzen will. Er erhebt sich gegen alles, was ihn verpflichten will, entgegen seinen eigenen Trieben. Er erhebt sich gegen die christliche Botschaft, weil sie als Anspruch Gottes vor ihn hintritt.

Die Flügel, aus denen diese neue Selbstmächtigkeit in unseren Tagen einherfährt, sind Vernunft und gestaltender Wille. Aufklärung und Wissenschaft, Technik und Sozialismus, in den

Dienst des Dogmas vom Fortschritt gestellt – das ist der Geist, von dem sich auch Gustav Frenssen leiten lässt. Es ist der Geist, den wir seit Jahrzehnten kennen. Er hat im Bolschewismus seine letzten Konsequenzen gezogen.

Vom rationalistischen Dogma her wird die Geschichte beurteilt, Altes Testament, Neues Testament, Luther, – da ist überall Rückständigkeit, Irrtum, veraltetes Weltbild. Aller Fortschritt beruht auf der Abkehr vom Christentum. „Die Edelsten“ – diese „Edelsten“ spielen bei Frenssen eine große Rolle – haben diese Abkehr immer vollzogen. Ausnahmen werden nicht zugelassen.

„Gustav Adolf ein Gläubiger der evangelischen Kirche? Ach! Ein Kriegsmann und Eroberer!“ Damit ist dieser Fall abgetan.

„Cromwell ein Gläubiger der reformierten Kirche? Germanisch gläubig gewann er die Macht und breitete sich aus!“ Damit ist auch dieser Fall erledigt, – Cromwell: „germanisch-gläubig“! „Bismarck ein Gläubiger seiner Kirche? Er hatte einen Gott und einen Glauben nach seinem eigenen Sinn und Gewissen.“ Weiter ist nichts zu sagen über Bismarck, der durch die hinterpommersche Erweckung hindurchgegangen war und der als 74jähriger auf den sinkenden Petrus weist: Das bin ich! Es muß eben so sein: die nordischen Menschen und Völker müssen immer dann „an die Spitze [8] gekommen“ sein, wenn sie den christlichen Glauben beiseite schoben und nach ihrem eigenen Blut und Willen handelten!

Auf diesen Stamm der aufgeklärten Weltbetrachtung wird nun ein romantisch-völkischer Idealismus aufgepropft. Das Blut tut es. Wenn das Blut rot, saftig und mächtig ist – die Röte spielt eine ganz große Rolle, auch im Komparativ –, dann scheidet es den Fremdkörper des Christlichen aus.

Und was kommt dann?

Dann kommt nicht etwa der alte Germanenglaube wieder. Daß man eine Religion, die vor mehr als tausend Jahren gestorben ist, nicht wiedererwecken kann, auch wenn sie noch so artgemäß war, sieht Frenssen ein. Aber es kommt auch nicht ein neu germanisiertes Christentum, wie es die Deutschen Christen wollten. „Es ist allen bekannt, wie dieser Versuch zusammengebrochen ist“ – sagt Frenssen. Sondern es kommt eine pantheistisch-völkische Religiosität. Religion ist eben der seelische Zusammenhang mit dem All, der „wohl auch in der Tierseele lebt“. „Die tiefen Geister der Menschen sagen, von uralten Zeiten her: Gott, die Seele und flutende Kraft des Alls, habe, trage und treibe in sich und durch sich den Zug und Willen, mühe und quäle sich selbst zum Schönen, Wahren und Guten. Und so sei auch dem Menschen, diesem Teil und Wesen seiner selbst, seinem liebsten und feinsten Kinde, geheimnisvoll ins Herz gelegt, als Wille und Lockung seiner selbst, dies drei: das Schöne, das Wahre, das Gute. Das sei in der Seele des Alls sein Leben, Wünschen und Treiben und wolle sich formen. Und also gehe auch durch jede Menschenseele dieser Zug, Drang und Begehrten, solch Wesen in sich sein zu wollen und zu werden: schön, wahr und gut.“

In unausgesetzter Folge rollen diese großen, allgemeinen, oft etwas schwülstigen Worte ab: ewige Kraft, Seele des Alls, Tiefe der Schöpfung, Leuchten der Welt. Und dann immer wieder: das Schöne, das Wahre, das Gute.

Was ist Gott? Gott und die Welt sind dasselbe. Ich sehe in die Natur. Ich sehe in mein Herz. Gefühl ist alles. Und im Gefühl ist Gott. Wo haben wir das alles doch schon gehört?

Es war einmal ein evangelischer Theologe. Der ging auch unter das Volk. Nicht in die norddeutsche Landschaft; denn er war ein Stadtkind aus dem Sächsischen; sondern unter die Textilarbeiter von Chemnitz. Da geriet sein Glaube in die Einsamkeit und kam dadurch ins Wanken. Er blieb eine Zeitlang Pfarrer und versuchte es mit Jesus als Volksmann. Aber dieser Jesus brach ihm auch zusammen, und damit sein ganzer Glaube. Er hing den Pfarrerberuf an

den Nagel. Und zuletzt schrieb er ein Buch: „Der unbekannte Gott.“ Darin stellte er dem Christentum den Totenschein aus. „Immer häufiger werden die Fälle, wo des Sonn-[9]tags Gottesdienste ausfallen müssen, weil alle Kirchenbesucher ausbleiben. Das Schicksal des Christentums ist besiegt. Seine Kraft ist erschöpft. Das ewige Naturgesetz erfüllt sich auch an ihm.“ Und nun proklamierte er eine neue Religion, die Religion, die dem modernen Menschen gemäß sei, die Religion des „unbekannten Gottes“. Gott ist der Rätselvolle und Unergründliche. Er ist der Sinn des Lebens, dem wir entgegenjubeln. Alles Sein und Leben ruht in ihm und strömt aus ihm. Zu seiner Ehre führen wir unser Leben der Tat, der Arbeit und des Genusses. Schöner soll die Welt werden; wahrhaftig und gütig sollen wir sein und tapfer und sollen bei den Helden in die Schule gehen. Und so fort.

Das war Paul Göhre, der Sozialist.

Es ist bei Frenssen genau dasselbe – nur eben ins Völkisch-Religiöse gewandt. Ein Pantheismus, unbestimmt, dithyrambisch. Gefühle statt Gedanken. Romantik statt Glaube. Diese Art von Religion vergeht nach aller geschichtlichen Erfahrung noch innerhalb derselben Generation, in der sie entstanden ist. So war es bei Göhre. So wird es bei Frenssen sein. Die Frucht aus dieser Bemühung um einen neuen Pantheismus ist nicht eine neue Religion, sondern die Religionslosigkeit.

Was aber bleibt, ist – die Christus-Botschaft!

*

Es ist ein müdes Buch.

Es ist das Altersbekenntnis eines Mannes, der sich vom Strome hat treiben lassen, wohin er ihn führte. Es ist der Rechtfertigungsversuch eines Mannes, der viel und gern von Kämpfen redet, der aber da, wo es um das Letzte und um das Heilige geht, niemals die Kraft gehabt hat, in Einsamkeit standzuhalten. Wer schärfer zusieht, kann nicht im Zweifel sein, wo die Bruchstelle in Frenssens Glauben liegt. Sie liegt in der Hingabe an die Sinnenfreudigkeit, die in seinen Romanen überall zutage tritt. Wer das Hohelied des Triebes singt, kann mit dem Evangelium freilich nichts mehr anfangen. Er sucht eine Rechtfertigung für den Zusammenbruch seines Glaubens. Diese Rechtfertigung findet sich immer.

Wer aber das „Du sollst“ des heiligen Gottes über seinem Leben spürt, wird einen andern Weg gehen. Der wird nicht nach Selbstrechtfertigung, sondern nach Kraft aus Vergebung Ausschau halten. Der wird die Christus-Botschaft verstehen und wird sich ihr beugen.

Der wird dann auch begreifen, daß die ewige Wahrheit nicht davon abhängig ist, ob viele oder wenige an sie glauben. Wenn die Kirchen leer werden und die Gebete in den Häusern verstummen, dann ist nicht die Christus-Botschaft in Gefahr, sondern das Volk.

Welches der Glaube der Nordmark einmal sein wird, wissen wir nicht. Aber daß Christus der Weg ist und die Wahrheit und das Leben, für die Menschen der Nordmark ebenso wie für alle andern, das wissen wir. Und daß bei diesem Christus der Sieg ist, das wissen wir auch! [10]

Johannes Tonnesen: Die Wandelbarkeit Gustav Frenssens

Heute – 1936 – streitet Gustav Frenssen dem Christentum jeden Einfluss von Belang in unserem schleswig-holsteinischen Volkstum ab und ist in der Wahl seiner Sprache, um das anschaulich zu machen, nicht wählerisch. Er stellt heute – 1936 – fest, daß das schon seit Jahrhunderten so gewesen ist, und daß es die Verkrümmten und Verkümmerten sind, die noch zur Kirche halten. Und wie schmäht er die Pastoren!

Frenssens Jahrhunderte sind etwas kürzer als die anderer Leute, denn 1933 – wirklich und wahrhaftig 1933 – schrieb er über die schleswig-holsteinischen Gemeinden, über das Verhältnis unseres Volkstums zur Kirche und über die Pastoren folgendes: (Gustav Frenssen, Von Saat und Ernte, ein Buch vom Bauerntum, Safari-Verlag, Berlin.)

„Womit fangen wir an, das Dorf und das Kirchspiel darzustellen? Mit dem stattlichen Bauernhof? Damit würde mancher Einwohner zufrieden sein, besonders der Besitzer dieses Hofs. Aber die meisten würden doch die Köpfe schütteln. Nein, und ist er noch so stattlich, und wird er noch so musterhaft verwaltet: er ist nicht Mittelpunkt der Gemeinde. Wir müssen mit der Kirche beginnen. Denn dieses Haus ist das ehrwürdigste durch sein Alter. Und ragt hoch über alle. Ja, es ragt ins Übermenschliche – unter dem sich alle ducken müssen, sie mögen alles glauben oder wenig oder nichts!

Die Kirche liegt auf der höchsten Erhebung. Die sie erbauten, wollten wohl, daß man sie weithin sähe. Sie waren sich wohl auch bewußt, daß in und um dies Haus nichts zu verbergen oder zu verstecken wäre. Es war eine klare Sache. Dies, sagten sie, behaupteten sie, ist Gottes Haus – die Kirche ist nur klein. Ihre Mauern, wohl ein Meter dick, sind bis Menschenhöhe von Felsen; das ist der Rest des ersten alten Kirchengebäudes, das hier einst vor fünfhundert Jahren gebaut worden ist. Weiter oben sind sie von großen Rotsteinen, im sogenannten Klosterformat. Die Kirche hat keinen Turm, nur einen Dachreiter, in dem eine bescheidene Glocke haust. Diese Glocke läutet langsam und eintönig, aber nicht unfeierlich, zum Kirchgang und zum Begräbnis. Sie läutet auch, wenn in einem Hause oder auf der Heide ein Brand entsteht, und wenn im Herbst unten in den Wiesen das Wasser steigt und das Vieh bedroht, das dort weidet.

Drinnen ist die Kirche schmucklos. Ja, wahrhaftig, das muß man sagen! Es wäre denn, daß der Altar und die Kanzel mit ihren holzgeschnitzten groben Figuren oder die silberblanke Vorderwand der Orgel Schmuckstücke wären. Außerdem hängen noch rundum, an den weißgekalkten Wänden, zwischen den rundbogigen [11] Fenstern dreißig Kränze für dreißig Gefallene. Das ist alles. Aber bedarf es mehr, daß dieser Raum ehrfürchtig werde? Oder wäre mehr nicht gar vom Übel? Seht, ihr müßt bedenken: fünfhundert Jahre, und wohl länger noch, haben hier, in diesem Raum, Geschlechter nach Geschlechtern über das unsagbare, wunderliche Rätsel gegrübelt, das wir Leben nennen, und haben es einer Macht, die wir nicht begreifen, ja nicht einmal ahnen, deren Gewalt und Macht wir aber ständig fühlen, vor die Füße gelegt. Wie viele Jahres- und Lebenspläne, Hoffnungen, Jugendgefahren, Kummer um Geld und um Gut, Sorgen um die eigene Seele und die der Nächsten und um Sterben sind in diesen Wänden gedacht, gemurmelt, geweint worden! O, was sind alle Häuser, alle Räume im Kirchspiel neben diesem! ...“

*

„Außer den Häusern der Tagelöhner, der Handwerker und Bauern sind noch fünf Häuser im Dorf, die von besonderer Art sind. Sie gehören der ganzen Gemeinschaft und werden von den Beamten der Gemeinde, des Kirchspiels bewohnt.

Das erste ist das Pastorat. Dies Haus stammt noch aus der Zeit, da der Pastor neben seinem Amt ein Bauer war und sein Einkommen zum größten Teil vom Pastoratshof hatte, den er

bewirtschaftete. Er bewohnt noch heute dieses Hofgebäude. Aber in den Stallungen dieses Gehöfts gackern nur ein paar Hühner und spielen die Nachbarskinder; und die Felder werden nun schon lange verpachtet. Der Pastor ist jetzt kein Bauer mehr, sondern nur Prediger und Seelsorger.

Er hält an jedem Sonntagmorgen mit Altardienst, Predigt und Gesang den Gottessdienst. Ach – die Kirche ist nicht voll von Andächtigen. Nein nie! Es gibt wohl Kirchspiele, wo wenigstens jeder vierte Erwachsene am Sonntag in der Kirche ist. Ja, wir haben von Kirchspielen gehört, wo an jedem Sonntag jeder zweite Erwachsene in der Kirche sitzt. Aber in diesem Dorf und dieser Landschaft ist es nicht so. Nicht, daß die Menschen unfromm sind? O nein, das sind sehr wenige! Bei weitem die meisten, ja fast alle, sind ernste, fromme Menschen und wollen durchaus dafür gehalten werden. Es ist nur so: sie können sich selbst den Schwung nicht geben. An diesem Sonntag, sagen sie, hindert das Wetter, am andern dringende Arbeit, am dritten notwendige Ausfahrt. Es ist schlimm. Seht, es steht nicht allein so, daß die Neigung fehlt, die Begierde fehlt, etwas von der Seele und für sie zu hören. Nein, es fehlt überhaupt der Wille, etwas Geistiges zu erleben. Die Geister sind träge. Statt daß sie in die Kirche gehen und, indem sie dem Gottesdienst folgen, den Geist bemühen, erfreuen, erhellten, füllen, sitzen sie lieber [12] irgendwo herum und dösen über einer Zeitung oder einem Geplauder oder starren wohl – ich weiß nicht – vor sich her auf den Fußboden. Seht, das strengt den Geist nicht an. Es schont ihn. Freilich an den Festtagen, dann ist die Kirche voll. Besonders auch am Erntedankfest Und wenn ein Sarg am Altar steht. Ist einer gestorben, der vielen nahe stand, dann stehen wohl zweihundert auf der Kirchendiele.

Viele neigen zu der Meinung, daß es leicht ist, an jedem Sonntag eine Predigt zu halten. Aber das ist nicht der Fall. Es ist nicht einfach und nicht leicht, sechzigmal im Jahre von zarten und zugleich gewichtigen Dingen, wie Gott und Gotteswille, Seele und Gewissen, kluge Gedanken zu denken und gut zu formen. Aber wiederum: mitten im Dorfleben hausend: von vielen natürlichen Dingen kann seine Predigt sagen und singen! Dem Heiland gleich, der auch ein Dorfmann war und auch von natürlichen Dingen ausging, um Geistiges zu deuten. Von Sommer und Winter, Sonnenschein und Hagelschlag, Saat und Ernte, Häuserbauen und Niederreißen, Aufstieg und Niedergang der Geschlechter, von Freuden und Leiden von den Kindern her, von all diesen Dingen und vielen anderen noch darf er reden. Denn die Dorfleute haben das alles deutlich vor ihren Augen. Nach der Sonntagspredigt, im Laufe der Woche, kommt er in jedes Haus des Dorfes, in das eine zur Taufe, das andere zu Kranken und zu Toten, in das dritte zu raten und zu taten.

Nein, das Amt ist nicht leicht. Er muß ja immer aus der Wacht sein! Denn seht, es wird das ganze Jahr hindurch nach seinem Haus gesehen, und zwar mit Augen, die wahrhaftig klar und nüchtern sind. Sie wollen viel wissen. Ist er ernst und fromm? Hatte er an dieser Predigt, an dieser Taufrede treulich gearbeitet? Wie hält er Haus und Garten? Was für Leute sind die Seinen? Wenn es mit alldem gut geht, o, dann steht er in heimlich großen Ehren. Jedes Haus, das er besucht, fühlt sich geehrt. Denn er stellt in seiner Person dar und vertritt das rein Menschliche, das ist: das Wahre und das Heilige, ohne Beschwer von irdischen Dingen und ihren Grenzen. Das ganze Dorf hat in ihm nicht nur seine Zusammenfassung, sondern auch seine Spitze, und es freut sich seiner und singt sein Lob. Wenn aber der Pastor nicht fromm und nicht wahrhaftig und fleißig ist, dann fehlt dem Dorf dies alles, dies Wichtigste und Beste. Und wenn es zwanzig Jahre lang einen solchen Faulen oder Unfähigen oder Mietling hat, spürt es jede einzelne Seele und jedes Haus. Es ist weder aus jeder einzelnen Seele noch aus jedem einzelnen Hause das geworden, was daraus hätte werden sollen und können, wenn beide, Seele und Haus, an heiligen Quellen gewohnt oder sie doch von ferne hätten rauschen hören. [13]

Als Niedersachsen sind sie bedenklich und bedächtig im Geist, im Gemüt ernst und fromm. Es ist zwar nicht so, daß sie alles glauben, was die Kirche lehrt, und daß sie für ihre Pflicht

gegen Gott halten, jeden Sonntagmorgen in der Kirche zu sitzen. Aber sie ehren die Kirche und die kirchliche Lehre, besuchen sie dann und wann, und verehren in frommen und ernsten Herzen all das, was wir nicht wissen können.“

*

„Ja, diese Monate sind die schönsten. In der Schule stehen die Fenster offen. Man hört durchs ganze Dorf den Morgengesang der Kinder: Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge, dem Geber aller Güter, dem treuen Menschenhüter.“

*

„Der heilige Abend ist das. Das Dorf liegt in seinem gewohnten Frieden. Nur, daß noch Licht aus den Fenstern der Kirche in die Nacht hinein scheint und alle Häuser erleuchtet sind. Licht im Dunkel. ‚Ein Licht, zu erleuchten die Heiden.‘ –

Ja, ein Volk und Staat, in dem noch in viel tausend Dörfern und Kirchspielen Bauern hausen und Bauerntum in Blüte steht, mag viele schwere Stürme überstehen. Möge niemals die Zeit kommen, wo das deutsche Volk keine Dörfer mehr hätte, die davon leben, daß sie die Erde bebauen. Daß nicht die in ihm aussterben, die nach Wolken und Winden ausschauen und sich nach der Erde und den Tieren bücken müssen, und siebenmal umrechnen, ehe sie den Lohn ihrer Arbeit auf der flachen Hand haben! Und ihr Leben lang erfahren, was für ein Gemächte wir Menschen sind, daß wir Staub sind, und nur dann etwas mehr als Staub, wenn wir ernst und ehrfürchtig sind!“

Jedermann kann einmal Pech haben. Irren ist menschlich! So hatte der Frenssen von heute das Pech, 1921 als begeisterter Demokrat ein hohes Lied auf die Weimarer Verfassung zu singen.

Wenn nun aber Gott das gleiche Mißgeschick erleidet, dann ist das doch etwas fatal. Zwar springt er nicht in drei Jahre, aber dann doch in zehn Jahren um und behauptet das Gegenteil. Der Gott Frenssens ist nämlich 1921 auch begeisterter Demokrat und Verehrer, nein, was sage ich, Schöpfer der Weimarer Verfassung. Das ist in der Tat mehr als Pech. Das ist fatal. Denn wie in aller Welt soll Gott sich, der Gott Frenssens, vor seinem Propheten Frenssen rechtfertigen, daß er heute nun wirklich und wahrhaftig kein solcher Reaktionär mehr ist, etwa wie diese armseligen schleswig-holsteinischen Pastoren, sondern sich wirklich – wirklich – mit Frenssen gleichgeschaltet hat. [14]

Im „Pastor von Poggsee“, herausgegeben im Jahre 1921, lesen wir folgendes:

„Landsleute, – wir haben nichts – nichts, was uns einig macht, – nichts auf der ganzen Welt – als allein ein Stück Papier, an der heiligsten Stelle Deutschlands geschrieben! Landsleute, – es ist so schlicht – so ohne allen äußeren Glanz, und doch ist es das Höchste, was wir haben, unser teuerstes Besitztum; denn seht, es bedeutet unser Zusammenkommen. Es bedeutet nach sechzig, ja nach Hunderten von Jahren unsere Einigung, und darum unsere Gegenwart und unsere Zukunft.

Landsleute, was haben wir sonst, wir Volk im Unglück? In unserem religiösen Glauben sind wir gespalten, in unserem Politischen klaffen schwere Gegensätze, tief begründet in der tiefen, zwiespältigen Natur der deutschen Seele! Nein, wir haben keine andere Gegenwart und keine Hoffnung, als dies Stück Papier, dies wohlerwogene Abkommen verständiger Männer, diesen Sieg der Vernunft, diese Vereinigung auf der mittleren Linie. Oder ist dies Papier nicht würdig, nicht heilig genug? Kann es neben dem Großen, das Deutschland hat, nicht bestehen? Streitet dies Papier gegen den Geist der alten, ehrwürdigen Kirche? Oder gegen den Geist Luthers? Oder gegen den lichten Geist Goethes? Oder gegen den recht verstandenen Geist Bismarcks? Ich sage Euch, ich wollte es wagen, mit jedem darüber zu streiten – denn auch ich kenne diese drei – und wollte den Streit wohl gewinnen! Nein, die großen Geister unseres Volkes wenden sich nicht von ihm ab? Es ist voll Menschenstolz und Men-

schenwürde, voll Glaube und Vertrauen in das Menschentum, und darin christlich und deutsch zugleich. Wogegen es streitet, das ist gegen den geborenen Hochmut und gegen die Übergewalt des Goldes. Landsleute, ihr schlichten Menschen, die ihr alle euer Leben und eure bürgerliche Ehre holen müßt aus der bitterernsten Arbeit eurer Hände und Köpfe, glaubt nicht denen, welche die Verfassung von Weimar herniedersetzen und verächtlich machen. Glaubt nicht denen, die da sagen, daß das Leid dieser Zeit von der Verfassung von Weimar kommt; es kommt von dem Irrweg, den die früheren Führer uns führten, und von unserer früheren Uneinigkeit und dem verlorenen Kriege! Freilich – unter einer funkelnenden Kaiserkrone sich zu beugen, war einfacher und bequemer – aber größer und würdiger und vornehmer ist doch das Volk, das sich unter selbstgewählten klaren Gedanken beugt, die voll Geist von seinem Geist und voll hohen Menschentums sind. Landsleute, – wie verehrt das große englische Volk seine Verfassung! Wie stolz ist es auf sie. Wie würde es mit Todesmut jeden Gedanken darin verteidigen! Wie ehrt das große amerikanische Volk, das Volk größter und stärkster Zukunft, seine Verfassung, welche die ehrwürdigen Väter in der Zeit schwerster Not ihm gegeben haben! Ich sage euch, es kommt die Zeit, wo das [15] deutsche Volk auch diese seine Verfassung, diesen seinen Willen, ehren und lieben wird und stolz auf sie sein wird, und wie ein einziger Mann zu ihr halten wird. Es mag sein, daß unsere Nachkommen einst dies und jenes an ihr ändern werden, – aber im großen wird sie unverändert bleiben, da sie wiedergibt, was die große, ruhige Mitte unseres ernsten, gottesfürchtigen Volkes für recht und gut erkennt. So laßt uns denn zu unserer Verfassung stehen als zu unserem eigenen, selbstgegebenen Gesetz, als zu seinem Wort und Werk, das wir selbst getan, nach dem ernsten Willen der Mehrheit, das darum auch Gottes ist. Denn wo lebt sonst Gott, wenn nicht in den Herzen der ernsten Menschen, seines ernsten Volkes? Seht, so haben wir nun den Grund, darauf wir ein neues Deutschland bauen können.“ –

Köstlich ist das Gespräch Frenssens mit Hindenburg vor seiner Ausreise nach Amerika, das in der Einleitung zu seinen Briefen aus Amerika aus dem Jahre 1923 zu lesen ist:

Berlin, 26. März 1922

„Ich bekam aus Altona ein Telegramm, daß ich doch nach Berlin fahren sollte. Indem ich nun erwog, daß ich Gelegenheit haben würde, Leute kennen zu lernen, nach denen man mich drüben fragen würde, beschloß ich, den Weg über Hannover zu nehmen, um dem alten Hindenburg einen Besuch zu machen; denn nach ihm, dachte ich, würde man mich am meisten fragen. Ich ging in Hannover sogleich in sein Haus, das, schön gebaut, in einer stillen Nebenstraße liegt. Die Ordonanz sagte mir, daß der Adjutant verreist wäre und der Herr Feldmarschall Besuch nicht empfinge; ich gab ihr einen Brief und bat, ihn abzugeben. Nach einer Weile kam die Ordonanz zurück, und ich ging ins Zimmer, und da saß er am Schreibtisch, stand in seiner ganzen wuchtigen Größe auf, und wir setzten uns. Er sagte: „Sie sind Amerikaner?“ Ich: nein, ich denke, Exzellenz haben den Brief gelesen. Ich bin der und der! Ich sah meinen Brief da uneröffnet liegen und nahm ihn wieder zu mir. Ich sagte, daß ich nach Amerika ginge und zu welchem Zweck, und daß mich die Menschen drüben nach ihm fragen würden. „Ja,“ sagte er, „ich habe ja leider nicht helfen können.“ Ich: ja, das wäre in gewissem Sinn richtig, in einem tieferen nicht. Er fragte mich, wohin ich nun ginge. Ich nannte einige Namen, die Beziehung zu Amerika hätten. Er: „Die Leute mag ich nicht leiden.“ Ich: „Ich bin aus dithmarsischem Bauerntum. Jahrhundertlanger Kampf mit Adel, danach die Regierung in Kopenhagen. Deutsche Menschen, dies Dithmarschen und Holstein, aber keine Preußen. Nicht monarchisch, mehr zivil und demokratisch. So ich, der Bauer, so Bernstorff und Brokdorff-Rantzau, die Edelleute. [16]

Trotzdem tapfer – wie nicht? Tapfer wie jeder preußische Bauer und Edelmann, und als deutscher Patriot ebenso aufrichtig. Nur anderer Art: nicht preußisch, sondern deutsch. Darauf er mit stolzen Worten von dem preußischen Edelmann, wie ihre Geschichte und Gesinnung eine andere wäre: ebenso edel – aber anders. – Darauf: Kriege würden ja immer sein. Ich: ja, so-

lange es Ungerechtigkeit zwischen den Völkern gäbe, solange werde es Kriege geben! Es würde also sicher noch einige Kriege geben. Danach, endlich, würden doch die Vereinigten Staaten von Europa kommen. Er: „Daran glaube ich nicht.“ Ich: „Exzellenz sind ein Mann von christlicher Gesinnung – der Glaube an den ewigen Frieden und das Reich Gottes hier auf Erden gehört nach meiner Meinung dazu.“ Wir sprachen noch eine Zeitlang in einer sehr ernsten Art hierüber. Als ich aufstand, sagte er mit großer Güte: „Ich möchte den Brief wieder haben zur Erinnerung an unsere Unterhaltung.“ Ich gab ihm den Brief und ging.“

*

Und dann folgen die Briefe, die bezeugen, daß die Männer der Weimarer Verfassung und des Weimarer Geistes keinen besseren Vertreter nach Amerika entsenden konnten als Frenssen. Ein bißchen Goethe, ein bißchen vom rechtverstandenen Bismarck – dem rechtverstandenen wohlgernekt –, ein bißchen Luther, aber überzeugter Pazifist und Demokrat. Er behauptet, so hätte er immer gedacht, was wir ihm auch gern glauben. Er war ein Kind des liberalen Zeitalters. Lessings Denken hat in ihm eine besonders schöne Blüte gezeitigt. Aber Frenssen kann uns dann nicht verargen, daß wir sein neuestes Buch „Der Glaube der Nordmark“ als Vollendung seines Aufklärungsdenkens und Fühlens sehen. Schon sein Meister Lessing hat Großes darin geleistet, über den Ablauf der Welt Voraussagen zu machen. Zu Lessings Zeiten lebten die Menschen nur nicht so schnell wie heute. Darum ist ihm die große Enttäuschung erspart worden, von den Tatsachen widerlegt zu sein. Aber es ist peinlich, wenn Frenssen heute erleben muß, daß das Gegenteil von dem eintritt, was er gestern voraussagte. So stehen seine Voraussagen für morgen auf schwankendem Grund.

Es liegt eine Tragik über Frenssen. Seit „Hilligenlei“ hat er sich immer wieder verzehrt an Aufgaben, die er nicht meistern konnte, denn seine Sendung war nicht, ein Weiser des Glaubens und der Politik zu sein, wo er nicht einmal ein Wissender war. So ist es gekommen, daß über seinem Wirken sein Unstern steht. „Über die Kraft!“ Ach, wäre er bei dem geblieben, wozu er Gabe und dichterische Vollmacht hatte! Wie leuchtend und verheißungsvoll begann sein Tag: „Die Sandgräfin“, „Die drei Getreuen“, „Jörn Uhl“. [17]

Johannes Lorentzen: Gustav Frenssens Christusbild

Der Schöpfer der nordischen Volkshochschule und der Bahnbrecher völkischer Erneuerung im Norden, Grundtvig, berichtet in seinem Tagebuch, daß er während einer Zeit seines Lebens „als ein altkluger Anhänger des Vernunftglaubens“ danach gestrebt habe, alles in der Bibel wegzuklären, was die Vernunft nicht aus sich selbst fassen konnte. Jesus war ihm zu der Zeit „der erhabene Sittenlehrer, den nur der Aberglaube der Kirche zum Sohn Gottes gemacht habe“. Der Stolz auf diesen Fortschritt in der Erkenntnis wurde ihm freilich bald zerstochen.

Er berichtet weiter: „Wir hatten ihn“ – den Herrn Christus – „seiner göttlichen Gestalt entkleidet, hatten ihn zum Lehrer der Weisheit und der Tugend gemacht und dann, als wir ihn sahen, schauderten wir zurück vor dem Knochengerüst, das uns geblieben war, ohne Fleisch und Kraft.“ Und an einer anderen Stelle des Tagebuches heißt es: „Auch wir strebten einst danach, die glänzenden Triumphe des Menschen zu teilen. Wir berauschten uns an der Hoffnung, als reine Vernunftwesen auf der festen Erde zu stehen. Wir reinigten unsere Religion von allem Unvernünftigen. Aber bald schauderten wir zurück vor dem nackten Skelett, das vor uns stand ohne Kraft und Mark.“

Etwas ganz Ähnliches erlebte, fast um dieselbe Zeit, südlich der Königsau in Schleswig-Holstein der Dithmarscher Claus Harms. Wie Grundtvig im Norden, war er dem Rationalismus, dem Vernunftglauben, der wie eine die glückhafteste Entfaltung des Lebens und vor allem völlige Freiheit von allem Dogmenzwang verheißende Sonne von Frankreich her über

Europa aufgegangen war, verfallen. Sein gesundes Bauernblut ließ ihn freilich an der Kälte dieses scheinbar so strahlenden Lichtes doch bald wieder irre werden. Er sah sich nun „auf einen weiten Raum gesetzt, der leer war, einige Nebelgestalten ausgenommen“. Und er tat, was an demselben Punkt seiner Entwicklung auch Grundtvig tat. Er griff nach dem Buch, das keine Nebelgestalten zeigt, die sich unter den Händen wieder auflösen, sondern die Gestalt des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes.

So verlief die Entwicklung im Leben dieser beiden Männer, deren Namen jenseits und diesseits der Grenze im ganzen Norden guten [18] Klang haben. Und nun kommt in unseren Tagen der Dichter und frühere Pastor Gustav Frenssen und verkündet: „Die Nordmark hat sich von dem, dem sie einmal im Glauben anhing, von dem Herrn Christus abgewandt.“ Wie steht es um Frenssens Christusbild? Wie sieht der Christus aus, von dem er sich abgewandt hat?

In seinen 1899 bis 1902 erschienenen „Dorfpredigten“ sagt Gustav Frenssen:

„Wäre diese Erscheinung des Herrn nicht, so wäre es mir viel zu schwer gewesen zu glauben, daß Gott ein Vaterherz hat. Auch wäre ich viel zu trotzig dazu gewesen. Es spricht so viel dagegen, und es ist einem nüchternen Menschen gar zu unglaublich. Ich glaube es nicht, weil die Kirche es sagt, daß er Gottes Sohn ist, oder weil die Kirche oder die Bibel sagt, daß ich es glauben müsse. Sondern es war so: meine Seele wollte gern glauben, daß Gott ein Vater wäre; aber es war ihr unmöglich. Denn meine Seele ist ebenso nüchtern und klug wie eure Seele, und sagte zu mir: „Es geht nicht, daß er ein Vater ist, er ist so voller rätselhafter Härte und scheint voller Launen.“ Aber da, als ich also im Zweifel war, ging diese geschichtliche Persönlichkeit, dieser Jesus Christus, an mir vorüber. Ich sah ihn lange an und hörte ihm lange zu, jahrelang, und beobachtete ihn genau, wie sein Leben wäre, ob auch ein Unterschied wäre zwischen seinem Leben und seiner Sprache, wie bei so vielen Menschen. Ich sage euch: ich habe ihn mit dem ganzen Mißtrauen betrachtet, welches den Leuten an der Nordsee eigen ist, und mit den Furchen auf der Stirn des Denkenden. Aber da, als ich ihn also lange ansah, habe sich ihm immer mehr recht gegeben in allem, was er tut und sagt, und habe ihn immer mehr liebgewonnen.“

So bis zum Jahre 1902. Im Jahre 1905 erschien dann der Roman „Hilligenlei“. Hier heißt es im Nachwort: „Das Leben des Heilandes, das dieser Roman enthält, ist nach langjährigen Studien mit gewissenhafter Benutzung der Ergebnisse der gesamten wissenschaftlichen Forschung über diesen Gegenstand zustande gekommen.“ Und was bietet dieses Jesusbild? Wenn je Grundtvigs Bezeichnung: „Ein Bild ohne Kraft und Mark“ auf ein Jesusbild gepaßt hat, dann auf dieses.

In den Spuren der sogenannten liberalen Theologie ist hier ein Christusbild gezeichnet, in dem auch jeder Strich sorgsam ausgetilgt ist, der Jesus über das Menschenmaß hinaushebt. Mit mancher dichterischen Feinheit, aber auch mit einer gegenüber der Keuschheit des biblischen Jesusbildes fast unerträglichen Breite sucht Frenssen das Menschenbild, das ihm übrig bleibt, zu zeichnen.

Es ist Erstaunliches und es ist auch Nichterstaunliches über dieses Jesusbild zu sagen.

Erstaunlich ist, daß Frenssen – im Jahre 1936 – sagt, daß er in dem Jesusbild vom Jahre 1905 das Bild eines [19] nordischen Helden gezeichnet habe. Wer dieses Bild von 1905 kennt, muß hier in der Tat aufs höchste erstaunt sein. Denn wohl ist in der Schilderung von damals die Rede von den Heldenworten, die der Jesusknabe und der Jüngling aus der Überlieferung seiner Väter kannte. Wohl wird versucht zu zeigen, wie Jesus sich aus diesen Worten Kraft zu holen strebt, den unerwarteten Widerspruch der Menschen zu ertragen und es auf eine Entscheidung ankommen zu lassen. Wer aber das Gesamtbild überschaut, wer vor allem an den Abschluß dieses Jesusbildes denkt, versteht es viel eher, daß Frenssen heute die Behauptung aufstellt, daß unzählige Soldaten im Weltkriege tapferer gestorben seien als Jesus.

Ja, auf diesen, den Frenssen'schen Jesus von 1905, trifft das zu! Der geht seinen Weg in bangem Zagen. Der hatte, wie Frenssen es darstellt, „wohl bis zuletzt noch eine leise Hoffnung, daß sein ‚Vater im Himmel‘ ihm den Grund des bitteren Kelches schenken würde“. Aber, fährt Frenssen fort, „es kamen keine Zehntausend Engel. Es kam kein einziger.“ Und so stirbt Jesus, „nachdem er einige Stunden schwer röchelnd gehangen hatte, an Blutverlust und Erstickung“.

Das ist alles. Und mehr hatte Frenssen schon 1905 nicht zu sagen. Kein Wort ist da von dem Heiland der Schrift, der gehorsam war bis zum Tode am Kreuz, der nicht um Legionen von Engeln bat, der vielmehr den Willen Seines Vaters leidend und sterbend erfüllen wollte. Kein Wort ist da von dem Herrn, vor dem die Häscher zu Boden sinken, der aber bewußt den Kreuzestod – für uns – auf sich nimmt. Kein Wort ist da vom Ostersieg! Was Frenssen hier zu sagen weiß, geht in die Spur, die wir aus Grundtvigs Jugendtagen kennen: „Der Aberglaube der Kirche hat ihn zum Sohn Gottes gemacht!“

Das ist das Christusbild von 1905!

Ist es nicht erstaunlich, daß Frenssen an dieses Christusbild einen Aufruf anschloß, in dem er die deutsche Jugend, die deutschen Gelehrten und Künstler, die Kirche und den Staat aufruft, sich um dieses Christusbild zu scharen? Hier sei nun doch alles abgetragen, was menschliches Verstehen übersteigt. Jetzt steht da: „ein schlichtes, banges Menschenkind und sieht uns mit tiefen, treuen Augen an.“ Ein „Mensch“ steht da, selbst „nicht ganz frei vom Bösen“ (!), der sich geirrt hat (!), und der in „keiner Tat und in keinem Gedanken über Menschenmaß hinausgeht“.

Das Erstaunlichste an diesem Aufruf ist aber die Tatsache, daß Frenssen, wie man es seinen Worten abspürt, wirklich geglaubt hat, die Menschen würden nun kommen. Nicht erstaunlich freilich ist, daß sie nicht kamen.

Und sie kamen auch nicht. Sie fühlten eben gar zu gut, daß es sich nicht lohnte, um diesen Christus auch nur einen Fuß vor den andern zu setzen. [20]

Und nicht erstaunlich ist es auch, daß – wie die angerufenen nicht kamen –, so der Rufer selbst sich hernach von diesem seinem eigenen früheren Christusbilde abgewandt hat.

Diese Abwendung war bis zum Jahre 1936 endgültig vollzogen. Über sie gibt Gustav Frenssen Rechenschaft in seinem neuesten Buch: „Der Glaube der Nordmark“.

Er hat dabei freilich etwas Unglück gehabt. Von der „Deutschen Glaubensbewegung“, in deren Verlag er dies sein neuestes Buch erscheinen ließ, und die er in diesem Buch gegenüber dem nun endlich gänzlich abzustoßenden Christentum als den Weg in eine neue Freiheit hinstellt, hat er, nachdem beide Führer der Bewegung, Graf Reventlow und Professor Hauer, sich von ihr getrennt haben, auch schon wieder Abstand nehmen müssen.

Die Zeiten wandeln sich, und wir wandeln uns mit ihnen! Zwischen 1905 und 1936 liegt das Jahr 1921. Zwischen „Hilligenlei“ und dem „Glauben der Nordmark“ liegt das Buch „Der Pastor von Poggsee“. In diesem Buch haben wir einen Niederschlag dessen, was Gustav Frenssen um diese Zeit herum bewegte.

Der „Pastor von Poggsee“, in dem Gustav Frenssen, wie die vorauserschienenen „Grübeleien“ zeigen, sich selbst darstellt, hält durch das Buch hindurch viele, und, um einen Lieblingsausdruck Frenssens zu gebrauchen, breite Reden. Die längste und breiteste Rede hält er am Schluß. Es ist eine durch viele, viele Seiten sich hindurch ziehende Predigt, die man vielleicht am besten eine geistliche Ansprache über die Grundgedanken der Weimarer Verfassung nennen könnte. Hier finden sich die Sätze: „Mit Einrichtung demokratischer Verfassung hätten wir ihn (d. h. den tiefen Riß, der durch unser Volk ging) heilen können“, und: „wir haben nichts auf der ganzen Welt ... als allein ein Stück Papier, an der heiligen Stätte Deutschlands

geschrieben!“ „Wir haben keine andere Gegenwart und keine Hoffnung, als allein dies Stück Papier, dies wohlerwogene Abkommen verständiger Männer, diesen Sieg der Vernunft, diese Vereinigung auf mittlerem Wege.“ Dieses als Sieg der Vernunft gepriesene Stück Papier war die „Weimarer Verfassung“. Und was hat Frenssen nun in dieser Ansprache und in diesem Buch über Jesus zu sagen?

In den „Dorfpredigten“ war s. Zt. wohl auch nicht das volle biblische Evangelium verkündet. Es war über Jesus aber doch wenigstens das gesagt und zu sagen, was oben gekennzeichnet worden ist. In „Hilligenlei“ war Jesus trotz seines trüben Endes doch noch der „Schönste der Menschenkinder“. Im „Pastor von Poggsee“ wird der Name Jesus am Schluß des Romans in der geistlichen Ansprache über die Weimarer Verfassung überhaupt nicht genannt. Im Roman selbst aber wird Jesus doch [21] wenigstens noch – freilich auch nur neben Goethe und anderen Weltweisen – als Deuter des Lebens und Lehrer guter Lebensweisheit gewertet. Im „Glauben der Nordmark“ ist nach der von der Weimarer Verfassung bestimmten Periode alles so auf die neue Zeit, wie Gustav Frenssen sie versteht, um- und ausgestaltet worden, daß auch in der verdünntesten Fassung kein Raum mehr für ein Jesusbild, das einem Menschen auch nur irgendetwas geben könnte, bleibt.

Gustav Frenssen hat wieder eine ganze Menge von Büchern gelesen, nur andere. Wir sehen: Erst hat er die Bibel durch Jahre und mit Fleiß studiert. Dann waren es die Bücher der liberalen Theologie. Dann folgte die Weimarer Verfassung. Und nun sind es die Bücher und Schriften des Hauses Ludendorff, der „Deutschen Glaubensbewegung“ und anderer verwandter Bewegungen. Nach diesen Büchern muß er jetzt urteilen, und danach fällt das Urteil so aus, daß der, den er 1905 als Vorbild germanischen Heldentums hat zeichnen wollen, nun als „für ein germanisches Gemüt nicht vornehm genug“ angesehen werden muß.

Frenssen ist inzwischen, darin liegt die tiefere Erklärung, auch weit genug vom Glauben an den lebendigen Gott abgerückt und zugleich weit genug im Glauben an den Menschen vorgeschritten.

Über die verschiedenen Stufen in der Entwicklung des gesamten Welt- und Lebensbildes Gustav Frenssens wird in dieser Schrift noch mehr gesagt. Hier soll das alles nur soweit hervorgehoben werden, wie es nötig ist, um zu verstehen, daß der Wandel in den Aussagen Frenssens über Jesus begründet ist in einem Wandel seiner Gesamtanschauung.

Dabei soll doch angemerkt werden, daß die Wahrheiten, die uns im „Glauben der Nordmark“ als der neuesten Entwicklung der Zeitverhältnisse – wie Frenssen sie versteht! – entsprechend entgegentreten, sich in allen Grundzügen auch schon in der Predigt über die Weimarer Verfassung finden. Diese Predigt oder Ansprache röhmt dieser Verfassung nach, daß sie „voll Glauben und Vertrauen in das Menschentum sei“. Und in dieser Predigt wird die Frage gestellt: „Wo lebt sonst Gott, wenn nicht in den Herzen ernster Menschen, eines ernsten Volkes?“

Wenn Frenssen freilich damals im Blick auf das Vertrauen, das die Weimarer Verfassung in den Menschen setzt, hinzufügt: „darin“ habe sich diese Verfassung als „christlich und deutsch zugleich“ erwiesen, so wird er von seinem heutigen Standpunkt her diese s. Zt. von ihm selbst gegebene enge Verbindung zwischen „christlich“ und „deutsch“ wieder auflösen müssen. Wir freilich sehen im Überblick über die ganze Entwicklung, in der Gustav Frenssen sich befand und befindet, daß es sich bei ihm letzten Endes immer nur um eine sich immer klarer entfaltende vermeintliche Er-[22]kenntnis handelt, bzw. um einen und denselben Irrweg, den er immer bewußter geht. Nur hat er für dieselbe Sache – für den rationalistischen Glauben an die Vernunft, an die Güte und an die Selbstherrlichkeit des Menschen, dem er mehr und mehr verfallen ist, wechselnde Namen gehabt. Was einmal „christlich und deutsch zugleich“ hieß, wird heute unter heftigster Ablehnung des „christlich“ als „nordisch“ empfohlen. Es ist aber dasselbe. Es ist die „Geisteshaltung“, die die oben genannten sicherlich nicht unnordischen

Männer, Claus Harms und Grundtvig, bekämpft haben. Es ist die Geisteshaltung, die wir heute nicht für einen befreienden Segen, sondern für die eigentliche und letzte Gefährdung der erstrebten, auch inneren Erneuerung Deutschlands ansehen.

Diese Geisteshaltung, diese Grundanschauung Gustav Frenssens, die also schon zur Zeit der Weimarer Verfassung vorhanden war, war es, die Jesus aus der Predigt am Schluß des Romans ganz herausdrängte und die ihm im Roman selbst nur einen Platz als Lehrer der Lebensweisheit lassen konnte. Und diese Grundanschauung mußte bei fortschreitender Entfaltung Jesus völlig ausscheiden und sich schließlich gegen ihn wenden.

Von hier aus ist es denn auch zu verstehen, daß Frenssen heute im „Glauben der Nordmark“ die Worte, die Jesus ins klarer Übereinstimmung mit der ganzen Heiligen Schrift vom Segen und Fluch, den Gott auf das Tun der Menschen legt, gesagt hat, nur noch als „schlimmes Locken und Drohen“ verstehen kann. Für Gottes Heiligkeit ist in der Welt, in der wir uns hier bewegen, auch nicht der geringste Raum. Jetzt ist Gustav Frenssen auch in seinen Gedanken über Gott und Welt soweit fortgeschritten, daß er die Worte, von denen die Hörer einst bekannten: „Er redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten!“ nur noch als „Buchstabenstreit“ und „geistarmen, kümmerlichen Wortwechsel“ empfinden kann.

Selbstverständlich lehnt Frenssen jetzt als unnordisch und als die Tatkraft für das Leben in dieser Welt lähmend auch die Worte Jesu ab, die in die Ewigkeit hinein weisen. Wie er sich nun freilich stellen wird, nachdem er erklärt hat, daß er den Gründen zustimme, die Graf Reventlow zum Austritt aus der „Deutschen Glaubensbewegung“ bewogen haben, muß man abwarten. Graf Reventlow will ja gerade im Namen aller starken nordischen Geister, denen nach seiner Deutung eben das Forschen und Streben in die Welt des „Jenseits“ hinein ihre weitwirkende Spannkraft gegeben hat, den Bannkreis brechen, in den, wie er sagt, die „Deutsche Glaubensbewegung“ die Seele des Deutschen Volkes und die Seelen besonders unserer deutschen Jugend einzuzwängen versucht.

Hier sich zurechtzufinden, ist Frenssens eigene Sache. Solange er aber steht, wie er steht, können wir uns neben allem anderen auch darüber nicht wundern, daß er nach bekannten Vorbildern [23] der liberalen Theologie das Gleichnis vom verlorenen Sohn, in dem der Heiland die Liebe des Vaters beschreibt, die in Ihm und in Seinem Heilandswerk für uns da ist, dazu mißbraucht, um nun auf einmal aus den sonst allgemein bestrittenen Worten Jesu das herauszuheben, was nach seiner Auslegung den Beweis bringt, daß Jesus entgegen einer Fülle anderer klarer Worte durch dieses Gleichnis habe sagen wollen, daß er selbst keine Mittler- und Heilandsstellung beanspruche.

Wer die Bücher und Schriften Gustav Frenssens überschaut, kann u. E. über eins nicht im Zweifel sein: Hinter allem, was er heute als glückhaften Fortschritt ansieht, was wir freilich als verhängnisvollen Rückschritt ansehen müssen, liegt die Tatsache, daß sich ihm der Unterschied zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen mehr und mehr verwischt hat. Alles andere steht im tiefsten Zusammenhang mit dieser Verwischung der Grenze zwischen Gut und Böse. In tiefstem Zusammenhang mit der Verwischung dieser Grenze wird in „Glaube der Nordmark“ endgültig der Unterschied zwischen Gott und Welt, ja auch die Grenze zwischen Mensch und Tier vermischt. In einer Fülle sich häufender Worte werden Gott und Mensch „Gott, Idee und das flutende All“, in eins gesetzt, und die Frömmigkeit, die dem Menschen zugeschrieben wird, dem „Edeltier“, wird auch beim Tier vermutet. Das ist auch nicht zu verwundern. Denn die Frömmigkeit, von der Frenssen jetzt spricht, ist im letzten Grunde nichts anderes, als die Lebenskraft, wie sie sich in allen anderen Wesen, wenn auch anders betont, ebenso wie im Menschen regt.

Daß hier kein Raum für einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, für den Heiland, der die Sünde der Welt trägt, ist, daß hier nicht nur das wirkliche, das biblische Christusbild, son-

dern auch das Christusbild Frenssens vom Jahre 1905, ja auch das noch weiter verdünnte vom Jahre 1921, fallen muß, ist klar.

Nur eins scheint uns auch klar zu sein: Diese Verwischung der Grenzen und die daraus folgende Verwerfung Christi bedeutet weder für die Nordmark noch für deutsche Menschen überhaupt Heil, sondern ausschließlich Unheil.

So bleibt für uns nichts anderes übrig, als uns von diesem Versuch Frenssens abzuwenden und uns – auch über alle früheren Versuche Frenssens hinweg – dem biblischen Christus zuzuwenden.

Wir folgen lieber der Spur, die uns Claus Harms und Grundtvig zeigen, als der, in die Gustav Frenssen uns führen will.

Man könnte dabei versucht sein, gegenüber Frenssens fortschreitender Erweichung des Christusbildes bis hin zu seiner jetzigen Verwerfung des biblischen Christus überhaupt sich an das schöne Wort von Claus Harms von der zornigen Liebe zu erinnern, [24] die in den Herzen aufwallt, wenn dem, was man liebt, Gewalt angetan wird. Denn Gewalt wird hier dem biblischen Christus angetan. Aber es kann zu einem solchen zornigen Aufwallen nicht kommen. Das Bild, das Gustav Frenssen zeichnet, ist mit dem ganzen Versuch, den er macht, zu matt. Wir müssen das alles denn dem Wandel der Zeiten, den Gustav Frenssen ja selbst genügend erfahren und dem er auch genugsam seinen Tribut gezollt hat, überlassen.

Unser Teil heißt: Wir bekennen uns zu dem HErrn Christus, der sich leidend und sterbend zu uns bekannt hat. Wir bekennen uns zu dem Heiland, der für uns lebte, der für uns starb und der kommen wird in Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten! [25]

Wolfgang Miether: Frenssens Gottesbotschaft

Als Jesus Christus vor Pilatus stand, nannte er es sein Amt, für die Wahrheit zu zeugen. „Spricht Pilatus zu Ihm: Was ist Wahrheit?“ Wir möchten gern wissen, wie Pilatus diese Worte gesagt haben mag. Hat er mit den Schultern gezuckt, überlegen und verächtlich, als der große Weltmann, der den kühnen Traum der Menschen, die Wahrheit zu finden, längst als die vergebliche Jagd nach einer Fata Morgana durchschaut hat? Oder hat die Anrede Jesu plötzlich den tief verschütteten Untergrund seines Herzens geweckt, steht die uralte Menschheitsfrage sehnüchrig und verlangend vor Christus: Was ist Wahrheit?

Wir wissen nicht, wie Pilatus gefragt hat. Aber wie immer er auch gefragt haben mag, beide Fragen hätten doch etwas gemein. Der spöttende Zweifler und der ernste, grübelnde Sucher sind verbunden in der gleichen Not, daß sie Gott verloren haben. Und wo wir Gott verloren, entglitt uns auch die Wahrheit, denn es gibt keine letzte Wahrheit, außer daß Gott sie uns enthüllt, christlich geredet, außer der Offenbarung, d. h. außer daß Gott uns bei der Hand nimmt und uns die Tür zur Wahrheit wieder auftut. Und nun wäre das nicht solche Not für uns, wenn wir einfach auf die Frage nach Gott und nach einer letzten Wahrheit verzichten könnten.

Aber das bringen wir nicht fertig. Eine letzte Ahnung um das verlorene Paradies treibt uns Menschen immer wieder auf die mühevolle Suche nach Gott. Wir kennen die alte Sage von dem Hirtenjungen, dem die gütige Fee mit der blauen Blume den Schlüssel schenkt, der den Berg öffnet, in dem die Schätze der Welt verborgen liegen. Der Junge rafft zusammen, was seine Hände nur greifen können, und im Eifer der Arbeit überhört er den warnenden Ruf der Fee, er solle das Beste nicht vergessen. Das Beste war der Schlüssel zum Berg, er vergaß ihn und mit dem Schlüssel verlor er auch die Schätze wieder. Der Berg hat sich wieder geschlossen. Arm und frierend stehen wir davor.

Was sollen wir tun? Vielleicht graben wir, ob wir nicht wieder in das Innere vorstoßen, wo Reichtum und Glück lagen – und werden darüber müde und alt. Vielleicht verzichten wir darauf [26] und versuchen, den Gedanken an Gott als einen Traum abzuschütteln, wiewohl es nie gelingt und wir immer die Wahrheit des Wortes Augustins erfahren, daß unser Herz unruhig ist in uns, bis es Ruhe findet in Gott. Vielleicht gehen wir auch einen dritten Weg: Wir versuchen uns einzureden, daß es am Ende gar nicht darauf ankomme, in das Innere des Berges zu dringen. Das Suchen allein befriedige unser Herz schon, und die Mühe des Grabens sei uns eine Freude. Ob wir zum Ziel kommen wenden? Das sei eine müßige, unnütze Frage. – Wir suchen, wir hoffen, und das gibt unserem Herzen Inhalt und Erfüllung

Wir versuchen also, aus der Not eine Tugend zu machen, wir versuchen, uns einzureden, daß das Suchen ja eigentlich viel schöner sei als das Finden, so wie wir die Vorfreude die schönste Freude nennen. Dann sagen wir etwa mit Lessing, wir wollten von Gott lieber das Suchen nach Wahrheit als die Wahrheit selbst, wenn Gott uns beides in Seinen Händen zur Wahl böte.

*

Diese Gedanken seien vorangeschickt, wenn wir nach der Gottesfrage bei Gustav Frenssen fragen. Denn von einer Gottesfrage müssen wir hier reden, mag sich die Frage auch noch so sehr als Antwort bieten. Beispielhaft sehen wir an Gustav Frenssen den Weg, den weite Kreise unseres Volkes gehen. Es ist der Weg aus dem Vaterhaus, aus der geöffneten Tür, in der wir die Geheimnisse Gottes sehen dürfen, in das nebelhafte Dunkel der Fremde. Denn einst-mals hat Frenssen um den lebendigen Gott gewußt, zumindest geahnt. Denn er lebte in einer Welt, in die hinein die Botschaft der Offenbarung in Jesus Christus klang. Aber Frenssen war Kind seiner Zeit, der Zeit des Liberalismus, und dieser Liberalismus wand dem Menschen Kränze, als wäre er Gott selbst.

Was ist Liberalismus? Nach Freiheit ruft man, nach Freiheit für den Menschen und seine ewigen Rechte. Der Mensch wird das Maß, an dem alle Dinge gemessen werden, und auch Volk und Staat müssen mit ihren Gesetzen und Ordnungen dem einzelnen Ich und seinen Rechten Raum gewähren, müssen ihm dienen. Und von den Rechten des Menschen redet man lieber als von seinen Pflichten. So mißt man auch die Gottesbotschaft an der eigenen Vernunft. Prüfend lässt man sie durch die Hände gehen, ob sie vor dem Richterstuhl der Menschenvernunft taugt, und was nicht tauglich scheint, wirft man beiseite. Die Wunder fallen hin und die ganze übernatürliche Offenbarung, der Sohn Gottes wird ein Mensch wie andere auch, „der schönste unter den Menschenkindern“ vielleicht, wie Frenssen ihn in Hilligenlei nennt, aber eben ein Mensch.

Die Gebote Gottes beginnen mit ihrem majestätischen „Ich“ – Ich bin der Herr dein Gott, – und dieses herrschende Ich [27] Gottes ist die Achse, um die sich die Welt dreht. Wie sagt aber Frenssen in Hilligenlei? „Und (Jesus) hat uns gebracht, aus seiner wunderbar schönen Menschenseele heraus, dieses: den Glauben an hohe göttliche Würde und Wert jeder Menschenseele, und, aus diesem Glauben stammend, den Glauben an die Güte und Nähe der unerkannten ewigen Macht.“

Klarer kann man kaum sagen, was das Wesen des Liberalismus ist und wie die Begegnung des Liberalismus mit dem Evangelium endet. Das Erste ist der Glaube an die hohe göttliche Würde der Menschenseele, und weil der Mensch von seiner eigenen Würde überzeugt ist, folgert er, daß die jenseitige Macht ihn lieb haben müsse.

Immerhin bemüht sich der junge Frenssen gleich den theologischen Geistern seiner Zeit, die schönen Gedanken von der Liebe Gottes noch von Jesus zu lernen, obwohl er immer wieder betont, daß dieser Jesus in „keinem Gedanken übers Menschenmaß hinausgeht“ (Hilligenlei). Immerhin redet er noch von einer jenseitigen Macht, und in beidem trägt er noch das Erbe

einer christlichen Vergangenheit mit sich, er würde heute bei sich selbst von einer christlichen Suggestion, einer krankhaften Gewöhnung reden müssen. Aber wir stellen fest, daß der Pastor von Hemme noch von einem jenseitigen Gott und von der Notwendigkeit, um die Liebe dieses Gottes zu wissen, seiner Gemeinde gepredigt hat. Aber freilich, die Auflösung der Offenbarung zugunsten einer vom Menschen ausgehenden religiösen Gedankenwelt muß weitergehen. Der Liberalismus muß in seinem Drang nach Freiheit für den Menschen noch weitergehen. Zu dünn ist der christliche Firnis. Er kann nicht vorhalten. Die Vernunft muß weiterfragen, und das neue Heidentum muß die letzte Vollendung dieses Liberalismus werden, dessen Prophet nun wieder der einstige Pastor Frenssen geworden ist.

Es geht alles in erschütternder Konsequenz seinen Gang: Warum soll ich eigentlich von Jesus lernen, was die jenseitige Macht ist, wenn doch Jesus selbst auch nur ein Diesseitiger ist? Ja, widerspricht es nicht der Würde des Menschen, wenn er überhaupt in diesem innerlichsten Gebiet des Religiösen bei anderen in die Schule geht? Und weiter: Gott eine jenseitige Macht? Der Mensch gehorchen muß, auf die er warten muß, ob sie sich aus der Welt des Jenseits offenbare? Ob es nicht gelingen sollte, diesen der Menschheit nun einmal einwohnenden Gedanken an eine Gottheit dem Menschen unterzuordnen und den Menschen endgültig zu krönen zum Herrn auch über die Gottheit?

Das ist die „Gottesbotschaft“ Gustav Frenssens: Der Versuch ist gelungen. Endgültig ist der Mensch das Maß aller Dinge. Hat nicht das Freidenkertum schon den gleichen Triumphgesang in die Welt hinausgerufen? [28]

Nein, der Versuch ist nicht neu. Oder doch? Würde sich Frenssen nicht empört verbitten, daß man ihn in gleichem Atemzug nennt mit marxistischen Zerstörern aller menschlichen Ordnung? Und doch! Mag der neue Glaube auch viel reden von dem Göttlichen und mag Frenssen viel vom Glauben und von der Frömmigkeit reden, ja mag er die Frömmigkeit fordern als eines ernsten nordischen Mannes würdig, es bleibt der gleiche Versuch unter neuen Vorzeichen und in einem neuen Gewand. Es sind die ungleichen Geschwister desselben Geistes, die uns hier begegnen, Kinder des Liberalismus sind es beide. Der Marxist verbannt Gott aus seinem Denken, der neue Heide baut sich selbst das Bild seines Gottes, an das er dann glauben will – eines eint beide: Ich, der Mensch, bin der Herr.

Heißt es in der Schrift, daß Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde, so heißt es hier: Ich schaffe mir Gott nach meinem Bilde, ein Bild, das uns gleich sei. Herrgottsschnitzer nennt man im Süden unseres Vaterlandes die Männer, die in frommer Kunst Bilder Christi schnitzen. Herrgottsschnitzer – so hat man auch wohl die genannt, die ein neues Bild Gottes nach ihrem eigenen Gefühl gestalten. Frenssen horcht nun nicht mehr auf Jesus, sondern auf die Stimme in seinem eigenen Innern und gestaltet dann das Bild Gottes nach seinem eigenen Gefühl. Das Gefühl, die geheimnisvolle Stimme im Innern ist der Maßstab. Und neben diesem „Gefühl“ steht plötzlich und unvermutet die Vernunft, steht der ganz ungebrochen vernunftgläubige Mensch der Vorkriegszeit: „Nein, so ist nicht unser Gott, unser Gefühl von Gott. Ein Gott gegen Vernunft und Wissen ist nicht unser Gott.“ So gehe denn ich, der Mensch, mit meinem Fühlen und meinem Wissen ans Werk und ersinne mir einen Gott, der mir genehm ist.

Hört: „Die christlichen Predigten und Gesänge lieben Gott zu verkünden, als säße Er auf einem hohen Stuhl und habe seine Freude an Harfen und Liedern lebender und toter Seelen. Auch dieser Gott ist, fühlen wir, nicht der unsere. Eher ist er uns ein kraftvoller Jüngling, dem von schaffender, mächtiger Arbeit der Schweiß auf der Stirn steht, oder ein Alter, Rüstiger, frisch und herrlich tätig Tag und Nacht, ein Faust in seinen alten Tagen. Ja, ein Bauer und Arbeiter! Ein Pflüger! Ein unermüdlicher Saatarbeiter, ein Ernteschaffer!“ Einen Augenblick betrachtet der Herrgottsschnitzer prüfend seine Arbeit, ist sie recht gelungen, schön und ansprechend? Er nimmt immer wieder das scharfe Schnitzmesser, hier fällt ein Span, dort

schlägt er eine neue Kerbe. – Hier sitzt ein Mensch, Gustav Frenssen, in seiner Künstlerwerkstatt und bastelt an seinem Gott! Und nun gefällt ihm auch das neue Bild noch nicht. Fort damit! Ein neuer Versuch: „Nein, Gott ist nach unserem Gefühl keine Person. Er kann es nicht sein. Gott ist Kraft, Macht, Geist, Seele des Alls. Gott eine Person? Menschenähnlich!? Gott ist andern Wesens. Er ist unverständlich, [29] unbegreiflich. Menschengeist kann nicht ausdrücken, was und wie er ist.“

Muß nun nicht alles Forschen ein Ende haben? Muß der Gottsucher nicht heimkehren mit dem Bekenntnis: Ich weiß, daß ich nichts weiß? Muß nicht auf die Wahrheitsfrage verzichtet werden?

„O nein! Dennoch! Dennoch! Dennoch, so unverständlich es ist, ja, obgleich es sinnlos ist, ja ganz und gar unbegreiflich und widersinnig, glaubt der Mensch der Nordmark ...“ Wie denn? Solches Glauben ist gegen die Vernunft? Wie hieß es doch? „Ein Gott gegen Vernunft und Wissen ist nicht unser Gott.“

Müßte Frenssen, müßten seine Freunde hier nicht verstehen, was die Offenbarung Gottes ist? Müßten sie nicht geradezu fordern, daß nun der unerkannte Gott sich selbst zu erkennen gäbe? – Müßte sich nicht die spöttische Frage: Was ist Wahrheit? in die sehnsgötliche Frage nach der Wahrheit Gottes wandeln? So wie hier steht Frenssen oft an der Pforte zur Offenbarung. Aber er klopft nicht an, er geht vorbei. Er kann nicht anklopfen, denn hier anklopfen würde das Bekenntnis bedeuten: „Herr, du hast Worte des ewigen Lebens!“ Das aber nähme dem liberalen Menschen den Boden, auf dem er steht, den Boden der Selbstherrlichkeit des eigenen Ich.

So biegt Frenssen immer wieder ab, wenn er an der Pforte Gottes steht, sucht weiter, dennoch, dennoch, obwohl nun immer mehr Gott sich verflüchtigt zu einem Spiegelbild der menschlichen Phantasie, zu einem Traumbild der eigenen Wünsche. So wird Gott ein Name für alles, was in mir ist, ein Name für alles Erleben, das in mir wach wird, sei es ein Erleben vor der Macht der Musik, in der Natur, in der Kammer oder im ewigen Widerstreit von Gut und Böse. „In tiefster Tiefe der Seele ..., da berühren wir das Geheimnis unserer selbst und fühlen zugleich, daß es das Geheimnis des Göttlichen ist.“ „Gott ist in allem“, im Tautropfen und in der Vogelfeder, im Öl und Erz in der Erde, im Schilf und in den Sternen. Denn letzten Endes ist Gott nur ein Name für alles, was irgend mir groß, schön und erhaben scheint.

Ist das noch eine Gottesbotschaft zu nennen? Hat das noch irgendetwas gemein mit dem Gott, den wir den Herrn zu nennen pflegen? Nein! Frenssen will ja nicht den Gott, der eine Person ist. Wo die Bibel den Herrn bekennt, ist hier eine Sache. Aus dem lebendigen Gott ist „das Göttliche“ geworden.

Wo ist das Göttliche zu finden? Überall und nirgends!

Heute hier und morgen da! Wo ich es suche, da finde ich es auch, denn es ist ja im Grunde nichts anderes als das Leben selbst. Die Welt ist, also ist auch Gott. Sprich: das Göttliche. Ich selbst lebe, also lebt auch Gott. Sprich: das Göttliche.

Das Göttliche ist dem Menschen untan. Darum wechseln die Religionen in der Geistesgeschichte der Menschheit wie das [30] Wetter im April. „Gott selbst ist lauter Umgraben und wieder Bauen, Bauen und wieder Umgraben, Aufrichten und Wiederersterbenlassen.“

Ist das ein neuer Glaube? Frenssen versichert, daß er nur uralte Märchen auffrische und uralte Träume murmle. Er hat recht. Es ist die alte, uralte Religion des Menschen, der Gott verlor.

Viel redet heute auch Frenssen von der Liebe Gottes, von der Freundschaft Gottes mit uns. Das find merkwürdige Überreste aus seiner christlichen Vergangenheit, die in das Denken der modernen Heiden gar nicht mehr hineinpassen, – ob Frenssen das nicht selbst empfunden hat? Denn von Liebe und Freundschaft kann man nur reden, wo ein Ich einem anderen begegnet. Kann ich sagen, daß die Natur mich lieb hat oder das Meer? Sind sie nicht ewig stumm?

Mit Gott aber, der uns offenbart ist in seinem Sohn, können wir reden, wir dürfen beten, wir dürfen hören, wie er sich zu uns herab neigt und mit uns redet. Wir begehrn nichts anderes, als Kinder zu sein dieses Vaters, der uns bei unserem Namen ruft als sein eigen und den wir in zitternder Anbetung und Liebe wieder anreden dürfen: Unser Vater, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name. Mensch bleibt Mensch und Gott bleibt Gott, aber gerade darum ist das Wunder so groß: der heilige Gott reicht mir, dem unheiligen Menschen, die Hand zur Versöhnung und zum Frieden. [31]

Hans Dunker: Die Verschwommenheit des heidnischen Glaubens – Die Klarheit des christlichen Glaubens

Wenn Gustav Frenssen auch weithin klar und wahr sieht, wo es um den Menschen der Nordmark geht, so wie er von Natur ist, so verschwimmt doch alles in unklaren Umrissen, wenn er von Gott und göttlichen Dingen redet. Nebel und schwere Regenwolken lasten oft über unseren Marschen und Meeren. Dunkel und Dämmerung liegen über der Religion Frenssens. Der Herr Christus aber gleicht dem klaren Sonnenlicht, das in unsern Marschen den herrlichen Weizen wachsen und unsere sommerlichen Meere zum Sinnbild der Ewigkeit werden lässt. Darf ich das an einem Beispiel zu zeigen versuchen?

Die Gnade.

„Der christliche Glaube sagt: Wir erleben Erlösung unseres gefesselten und unseligen Herzens durch den Glauben an Jesus Christus, Gottes Sohn, der für uns am Kreuz gestorben. Der Glaube der Nordmark sagt: Das ist uns zu fremd, zu kraß, künstlich und wunderlich. Als nordische Menschen in unseren Seelen, von der Natur her, in der wir wohnen, vertraut der Sonnenlosigkeit, ja dem Dunkel, ahnen wir, fühlen und schmecken wir schon in der Unruhe und dem Dunkel des Lebens den Schein der Gnade, so wie der Maler Rembrandt es gemalt hat.“ (S. 113)

Nun, woher bei Rembrandt mitten im Dunkel der lichte Schein kommt, wissen wir. Darf ich hinweisen auf das Hundertguldenblatt? „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesu Christ ...“ Aber woher röhrt in Frenssens Religion der helle Schein? Darf es bei ihm überhaupt hell sein? Wenn ich recht verstehe, ist „artgemäß“ bei Frenssen höchstens die Sehnsucht nach Licht – und nach welchem Licht? –, aber nie das Licht selbst. Oder sind Dunkel und Licht dasselbe? Das ist vielleicht sehr schön und anheimelnd, aber wahr ist das nicht mehr. Denn er fordert selbst, „der Mensch sei schön, wahr und gut.“ Dem Dichter mag man Helldunkel und Dämmerung zugute halten. Will er aber Religi-[32]onsstifter werden, erwarten wir Klarheit und Wahrheit, dieweil es um Zeit und Ewigkeit geht. Bitte, was ist nun wahr in dieser Religion: Braucht der Mensch Gnade oder nicht? Frenssen macht auf derselben Seite des Buches entgegengesetzte Aussagen (S. 113): Einmal sagt er als „Glauben der Nordmark“: „Ich bin mißtrauisch gegen diese Hilfe durch einen andern, gegen diesen leichten Glauben ...“ Ein paar Sätze weiter heißt es: „Auch wir wissen von Fesseln des Lebens und vom Lösen der Fesseln durch Gottes Hilfe und Gnaden ...“ Ist das nicht auch Hilfe durch einen andern, die Frenssen oben als zu leichten Glauben verwirft?

Ich verstehe wohl, er lehnt den Mittler ab, darin ist er erfreulich klar wie in allem Neinsagen.

„Gottes Hilfe und Gnaden“, ist das nicht auch Hilfe durch einen andern, und ist Frenssen sich dieser Hilfe so unbedingt sicher? Die Nebel und Nöte des Lebens schweigen darüber, Dunkel bleibt Dunkel. Die Bibel aber sagt: „Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm“ (Joh. 3, 36).

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das Frenssen als Beweis für seinen alten liberalen Glauben heranzieht, hat der junge Zimmermann gerade gesprochen zu Leuten, die auch den Mittler

ablehnten, der vor ihnen stand, die über den Sohn Gottes spotteten: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Ihnen versuchte Jesus durch seine Gleichnisse noch einmal zu zeigen, warum er gerade diese Verachteten an sich zog. Es handelt sich doch um sein, um Jesu Handeln! Im ersten Gleichnis (Luk. 15) vergleicht er sich selbst mit einem Schäfer, einem irdischen Schäfer, der sich gerade um das verlorene Schaf am meisten müht, weil es eben sein Eigentum ist, dessen Verlust nicht nur das Schaf, sondern ihn, den Eigentümer selbst trifft. Im zweiten Gleichnis vergleicht er sich selbst mit einem armen Weibe, einem irdischen Weibe, das sich gerade über den wiedergefundenen Groschen am meisten freut, weil eben dieser Groschen den Verlust, den sie doch erlitt, wieder gut macht. Im dritten Gleichnis vergleicht er sich selbst mit einem Vater, einem irdischen Vater, der sich königlich freut, als gerade der verlorene von seinen beiden Söhnen zu ihm heimkehrt.

Jesus fragt damit seine Gegner dreimal: Könnt ihr nicht verstehen, daß ich mich freue, wenn gerade die verlorenen Menschen zu mir finden? Ich liebe sie ja wie ein Schäfer seine Schafe, wie ein Weib ihren Groschen, wie ein Vater seine Söhne.

Also Jesus ist es hier, der Sündern Gnade spendet, der durch seine Gleichnisse dafür um Verständnis wirbt. Und selbst seine Feinde merken, daß darin sein Anspruch, Gott zu sein, am deutlichsten und ärgerlichsten hervortritt (Mark. 2, 1f).

Ist das nicht klar?

Wer aber kann bei Frenssen Gnade spenden? Wenn Gott und Mensch, wie er meint, im Grunde dasselbe sind, begnadigt also der [33] Mensch sich selbst? Wir finden diese Religion allzu leicht und bequem.

Oder sind Natur und Gott dasselbe? Wer begnadigt dann? Wolken und nebelschwerer Regen? Wenn einmal ein Mensch ehrlich wird gegen Gott und sich selbst und sich sieht, wie er ist, trösten ihn dann die weiten, weiten Marschen, die ich ebenso liebe wie Frenssen?

Da liegt ein Mensch, wie Frenssen ihn so oft in seinen Büchern schildert, auf dem Sterbebett, ein Mensch, dessen Leben in Mühe und Arbeit bestand. Er war Meister bei einer Dreschmaschine, die im Herbst bei uns in Dithmarschen von Hof zu Hof zieht. Lange schon lag er. Die Lunge war krank. Er wußte, es geht zum letzten. Er ließ den Pastor rufen. „Herr Paster, – ik kann nich dootbliven!“ – „Aber Sie sind doch immer gut und treu in Ihrer Arbeit gewesen.“ – „Ik bün en groten Spötter west, Herr Paster.“ – „Aber Sie haben immer so treu für Ihre Familie gesorgt.“ – „Ik heff över unsen Herrgott schimpt un em beleidigt, un nu kann ik nich dootbliven.“ – „Aber der liebe Gott ist gnädig und vergibt es Ihnen gern.“ – „Herr Paster, wenn mi een en Schaapskopp schimpen deit, un he deit dat ümmer un ümmer wedder, denn ... na, denn warr ik ungemüthli, un ik glööv nich, dat unse Herrgott en gröttern Waschlapp is as ik bün.“ – „Aber Sie müssen das nicht alles so ernst nehmen, Gott ist doch der liebe Vater, der an uns handelt wie an seinen Kindern.“ – „Ja, un wenn mien egen Jung mi beschimpfen deit und deit dat ümmer wedder, denn smiet ik em rut. Un dat deit unse Herrgott ok.“

Der Pastor konnte den Mann nicht beruhigen. Er war einer vom guten alten liberalen Schlag, ein prächtiger Mensch. Er besuchte den kranken Mann fast täglich. Aber dieser geriet in immer größere Trostlosigkeit hinein. Zuletzt wußte der Pastor keinen andern Rat. Er nahm seine Zuflucht zu der eigentlich für ihn erledigten „Blutstheologie“, und das in einer Weise, die für uns alle vorbildlich sein kann.

Er nahm einen Kruzifixus mit, hielt ihn dem Kranken vor und sprach zu ihm: „Auf den hier müssen Sie blicken! Das tat Luther auch, als er verzweifeln wollte ob seiner Sünde.“

„Över Jesus heff ik noch meer spott as över unsen Herrgott!“ – „Aber Sie haben es schon in der Schule gelernt, was Jesus im Blick auf Seine Beleidiger tat. Gebetet hat er: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Der Kranke schweigt lange.

„Ja, Jesus weer en guden Minschen. – Aver wat hölpt mi dat, wenn he da so guud weer gegen de Minschen, ok gegen de legen. Dat is nu al meist twe dusend Jaar her!“ – „Sie haben ganz recht, Er war ein guter Mensch. Darum starb er auch nicht für eigene Schuld, sondern für die Sünde der Welt. Die Strafe liegt auf ihm, [34] auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“

„Dat is aver nich för mi. Ik bün to frech west mit mien Spotten!“ Dabei blieb er.

Auch die nächsten Wochen, in denen er sichtlich schwächer wurde, blieb er dabei.

Aber dann kam ein Tag, wo er merkwürdig aufhorchte. Der Pastor sagte zu dem Trostlosen: „Herr Martens, wissen Sie nicht noch, wer neben dem Herrn Jesus hing?“ Schweigend sah er seinen Seelsorger an. „Herr Martens, der war viel schlechter als Sie und ich und wußte es auch: „Wir empfangen, was unsere Taten wert sind!“ – Sie wissen auch, wie schlecht Sie und ich sind vor Gott. Darum wollen wir auch dasselbe tun, was der noch schlechtere Mörder tat: Beten zu Jesus, „dem Gekreuzigten: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“

Dann ging er leise fort, ließ aber einen Wandspruch da, auf dem die Antwort des Gekreuzigten stand.

Als er wiederkam, war der Kranke sichtlich ruhiger geworden. „Wie geht's, Martens?“ – „Danke, dat geit guud ... Aver een Deel noch, Herr Paster ...“ – „Ja?“ – Wenn Jesus ok för mi dootbleven is, ward unse Herrgott dat ok geln laten? Jesus hett em niks daan, ik bün dat ja!“ – „Jesus selbst wird ja das jüngste Gericht halten, wie wir's gelernt haben: Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Sollte nun Jesus, nachdem er erst für Ihre Sünden in den Tod gegangen ist, nachher doch Sie wegen dieser Ihrer Sünden verdammen?“

Langes Schweigen.

Dann fragt der Kranke leise: „Is de Herr Christus denn jüst so veel as unse Herrgott?“

„Haben wir nicht in der Schule gelernt: Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren ...?“

Beim nächsten Besuch bat der Kranke leise: „Herr Paster, ik wull denn noch geern dat Avendmaal nemen.“

Nicht wahr, Frenssen, das werden wir beide nun nicht sagen wollen: So tief und ernst brauchen wir unsere Sünde ja nicht zu nehmen! Denn jenem Überheblichen im Tempel, den Jesus schildert, möchte keiner von uns gleichen.

Darum frage ich noch einmal: Braucht der Mensch Gnade oder nicht? Hilfe eines anderen oder nicht? Der Mensch ist im Grunde gut. Diesen Satz nennst Du selbst an anderer Stelle den Schwerpunkt Deiner Lehre. Ein Mann, der in Hademarschen und Todenburg die Hauerreligion predigte, schrie es förmlich in den Saal hinein: „Herrgott, ich brauche deine Gnade nicht!“

Das war klar und tat seine Wirkung. [35]

Wie sagte doch der alte Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. in dem Testament an seinen großen Sohn? „Alle groben und innerlichen Sünden, die ich begangen habe, sind mir von Herzen leid, und sich bitte Gott, daß er sie mir vergeben wolle um Jesu Christi willen.“ Wir halten es mit dem König. Denn die Bibel sagt uns – und es ist, als ob dabei ein Zittern durch ihre Blätter liefe –: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns“ (1. Joh. 1, 8).

Frenssen nimmt weder Gott noch die Sünde ernst. Darum sagen wir Euch auf den Kopf zu gerade das, was Ihr Euch verbietet: „Ihr seid oberflächlich und wißt nicht, was fromm ist.“

Ihr sagt: Christus sei weder nordisch noch deutsch? Die Sonne am Himmel ist auch weder nordisch noch deutsch.

Wie aber auch nordisches und deutsches Land die Sonne gebraucht, so brauchen wir nordischen und deutschen Menschen den Herrn Christus. „Denn in ihm ist das Leben, und das Leben ist das Licht der Menschen“ (Joh. 1, 4). [36]

Hans Treplin: Anmerkungen zum ersten Psalm

„Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt aus den Weg der Sünder.“

Die Bedeutung des Glaubenskampfes in unserer Nordmark? Worum es geht? Warum wir im Namen Jesu Christi Gustav Frenssen eine Antwort schuldig sind?

Das will ich dir sagen: Vor einer halben Stunde habe ich einer alten Frau die heilige letzte Wegzehrung geben dürfen. Vor der Haustür gab mir ihre Enkelin, eine kleine, pausbackige Deern mit Lockenkopf, eine ABC-Schützin von diesem Frühjahr, die Patschhand. Siehst du, um diese kleine, rotbackige Deern geht der ganze, so todernste Glaubenskampf. Um dieser, gerade um dieser kleinen, süßen holsteinischen Deern willen muß Frenssen eine ganz schadungslose Antwort haben.

Ich habe mir einen Haufen Frenssen-Bücher aus unserer dörflichen Volksbibliothek kommen lassen. Was die gelesen, zerlesen sind! Überall gelbe Flecken von Zigarettenfingern, man klebt ordentlich und muß sich notwendig nachher die Hände waschen. Ja, wenn man in den „Grübeleien“ und im „Pastor von Poggsee“ geblättert hat, dann muß man sich nachher die Hände waschen. Und wer in „Hilligenlei“ eine gewisse Anna Boie-Szene aufgeschlagen hat, der muß nachher das Fenster aufreißen, daß der kalte, klare Maiwind einem die Stube und die Phantasie tüchtig durchlüftet.

Frenssen erzählt, er habe einst bei der Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein einen Besuch gemacht. Während er sich mit der Prinzessin unterhält, heißt es, die Kaiserin komme mit Kindern. Da bittet Frenssen, gehen zu dürfen, da er nicht mit der Kaiserin zusammentreffen möchte. Er arbeite nämlich gerade an einer Erzählung, von der er wisse, daß sie der Kaiserin nicht gefallen würde.

Die Kaiserin würde sich, wenn ihr das Buch zu Gesicht komme, ärgern, mit ihm, Frenssen, zusammen gewesen zu sein. – Das Buch wird wohl dem „Pastor von Poggsee“ verwandt gewesen sein. [37]

Der Verfasser ging davon, als die Kaiserin nahte, der Stolz aller reinen deutschen Frauen und Mütter. Auguste Viktoria, du große, edle Schleswig-Holsteinerin, du wärest auf unserer Seite gewesen und hättest gesagt: Recht so, schützt mir meine kleine pausbackige ABC-Schützin und Landsmännin in ihrem Leben vor Frenssens Einfluß. Sorgt um dieser kleinen, süßen Deern willen, daß die Frenssen-Bücher aus euren dörflichen Volksbibliotheken verschwinden. Und du würdest auch noch sagen, edle, große Frau: Dieser Mann hat kein Recht, ein Urteil über meine schöne, liebe Heimat und ihren Christenglauben abzugeben.

Jetzt will ich etwas sagen, was ich nicht sagen würde, wenn es nicht um etwas so Großes und Ernstes ginge, wie es die Seele unserer kleinen holsteinischen Deern ist. Um sie zu verteidigen soll mir nichts zu groß und unberührbar sein: Meine liebe, liebe Schwester, die jüngste von zehn Geschwistern, hat nach dem Tode meiner ersten Frau meine vier Kinder sechs Jahre hindurch mit einer großen Liebe betreut und erzogen. Gott hat sie dann mit 33 Jahren durch den Tod aus unserer Mitte genommen. Vor der wunderbaren, immer zunehmenden inneren Reife meiner Schwester, die 16 Jahre jünger war als ich und mich doch weit hinter sich zurückließ, habe ich mich tief zu verneigen gelernt. Ihr Lebens- und Charakterbild gehört zu

dem ganz Großen und Guten in meinem Leben. Aber da kommt ein Mensch wie Frenssen an und sagt (mit anderen Zeitgenossen), ein junges Mädchen, das kein Kind habe, sei schimmeelig und nicht voll zu nehmen. Sie solle zusehen, wie sie Mutter würde, heiraten sei nicht erforderlich! –

Frenssens Bücher sind voll gelber Flecken von Zigarettenfingern, klebrig und backig. Schleswig-Holstein, wasch dir die Hände von diesen Büchern und laß dir von seiner scharfen Nordseebreeze die Phantasie rein lüften von Frenssens jedes edle Frauengemüt beleidigenden Geschichten! Sonst bist du nicht wert, daß deine Töchter sich ehrlich halten. – Ich will mit meiner Frau einen Kranz am Grabe meiner Schwester niederlegen als Protest gegen Frenssen, und mein Töchterchen in Berlin soll dasselbe am Grabe der Kaiserin in Potsdam tun.

Und nun tritt dieser Frenssen vor die deutsche Öffentlichkeit und erlaubt sich, Schleswig-Holstein als ein Heidenland auszuschreien, sich zum Sprecher des weit überwiegenden Volkes der Nordmark in sittlich-religiösen Dingen zu machen.

Mit Frenssens Buch sind wir Nordmärker vor ganz Deutschland gefragt, wie das Volk Israel zu den Zeiten des Elias: „Haben sich bei euch in Schleswig-Holstein wirklich aller Knie mit dem von Christus abgefallenen Pastor vor dem Baal des deutschen Glaubens gebeugt und hat aller Mund ihn geküßt?“

Ja, Baal, das ist das Stichwort. Wer wollte denn heute noch die Lage verharmlosen?! [38]

Gott, der Herr, oder Baal! Es ist wie damals. Als der Gott des Gerichts und der Gnade vom Sinai herab in das gelobte Land einbrach, da wollte der Götze Kanaans sein Land dem heiligen Gott der zehn Gebote nicht lassen. Er Baal, der Gott der rauschenden Bäche, der wogenden Felder und schwelenden Trauben, der dampfenden Scholle und der segnenden Blitze, des pulsenden Blutes, der zeugenden Kraft und der gebärenden Stunde, der sich den Seinen im Rausch des Bechers und der Brunst schenkt, der lacht des Sinaigottes, lehnt sich gegen ihn auf und empört sich gegen den Gott des zehnmaligen „Du sollst“ und giert nach dessen Jungmannschaft und Jungfrauenschaft.

Wenn bei uns im Herbst die Ernte getan ist, gibt es eine wüste Nacht. Dann ziehen von den Hünengräbern oberhalb des Dorfes die alten Unholde ins Dorf. Jahrmarkt nennen die Menschen es jetzt, weil sie die Geister, denen in dieser Nacht von Urzeit her geopfert wird, nicht nennen dürfen. Denn der Gott vom Sinai und von Golgatha hat seit tausend Jahren ein starkes Felsenhaus im Dorf unter den alten Linden.

„Aber heute Nacht, laß dem da aus fremden Land sein hartes, kaltes Steinhaus, wenn wir nur heißes holsteinisches Blut in den fliegenden Pulsen und den brennenden Wangen junger Menschen haben. Heut Nacht zerreißen wir die Bande, mit denen der armselige Pfaff, der neben dem verhaßten Turmhaus wohnt, die Jungens und Mädchen an ein blutiges Kreuz hat binden wollen. Hei, mit dem wilden, trunkenen Gröhlen der Burschen und dem wiehernden Kreischen der Mädchen erheben wir uns laut in dieser unheiligen Nacht über das Dorf hin und lachen über Jehova, den Herrn, Herrn und seinen Gesalbten, und rennen mit dem Oktoberwind den Kirchenlinden durch ihr dürres Gerippe und fahren gegen die Steinmauern, kratzen mit Wut an dem Mörtel und rattern an den Bleifenstern. Könnten wir doch der Kirche die Kehle aus dem Hals reißen, die alberne Glocke. Aber laß sie hängen! Nur zurück ins Dorf und reißt dem jungen Volk frech die Seele aus den Leibern, dann gehören sie uns, und der Pfaffe mag das Jahr über mit seiner Glocke klingeln so viel er will, sie werden schon nicht kommen.“

Weiter lärmst die unheilige Nacht. Das freche Wort Frenssens hat in ihr eine gemeine Wahrheit: die Hexen in Macbeth hätten mehr Wirklichkeit als der dreieinige Gott.

Ja, darum geht es, und nichts sei verharmlost. In diesem Winter hielt in Uetersen ein bekannter Lehrer des Landes einen Vortrag über Religionsunterricht im Sinne der Deutschkirche und der Schluß dieses honigsüßen Vortrages, der mit Abscheu von dem Zorn des alttestamentlichen Gottes sprach, war der, daß wir die Gottheit am tiefsten und unmittelbarsten im Akte der Begattung erleben. Über solch einen Vortrag freut sich Baal. Und Frenssen ist sein nordmärkischer Künster, Prophet und Priester. [39]

Mir ist das, was Baal, Gott-Natur, heißt, in handlicher Form, für jedermanns Gebrauch doch selten so unmittelbar entgegengetreten wie in den „Grübeleien“.

Wie in ihnen alles so natürlich und selbstverständlich klingt, so fern aller Enge, so weltoffen, und dann so fromm, so religiös! Und wenn wir es nachprüfen? Es ist eine Qual, diese zwei Bücher auch nur zu durchblättern. Sie haben ein Grundthema, das kehrt wie das Leitmotiv in einem Musikwerk immer wieder. Die Melodie aber, die hier immerfort anklingt, hat einen gefährlichen, betörenden Klang. Sie geht neben den jungen Mädchen und neben den jungen Frauen her – so freundlich, so harmlos, so einschmeichelnd. Sie will mit ihrem Klang doch nichts als Schatten vertreiben. Sie will Verbiegungen entfernen, die eine bornierte Gewöhnung an die Lehre des Christentums in den Seelen hinterließen. Wie frei klingt doch alles, wie warm und wie sonnig! Wozu denn Gewissensbisse?

Das Leben meldet sich, wie Gott es schuf! Es ist alles soviel ungezwungener und soviel fröhlicher als in der Kirche. Kein hartes: Du sollst. Kein unbedingtes: Du sollst nicht! Es ist das Evangelium, daß man „mit seinem Leib tun kann, was man will“. Und so hören wir denn auch immer und immer wieder dasselbe: Menschen machen sich frei – ob verheiratet oder nicht – und brechen durch, in blutjungen Jahren oder nachholend, was sie früher versäumt haben. Mit Behagen werden dabei auch gewagteste „hübsche Schelmenstücke Evas“ beschrieben. Die aber, die den Weg zu dieser Freiheit nicht fanden, heißen muffig, verschimmelt usw.

Was wollen wir dazu sagen? Kleine pausbackige holsteinische Deern, komm, lern den ersten Psalm: Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder

„noch sitzet, da die Spötter sitzen.“

„Ich wollte, es würde zuerst ein großer Spötter geboren, der über die Kirchenlehre herfiele und ihre unzähligen groben und klotzigen geschichtlichen und sittlichen Irrtümer und ihre Streitigkeiten darstellte. „Es würde ein schlimmes Buch werden.“ So schrieb Pastor Frenssen einst in sein Tagebuch. Der jetzige Pastor von Hemme, also ein Nachfolger Frenssens, schreibt dazu: „Dieser Wunsch ist heute reichlich in Erfüllung gegangen. Und der Pastor, der sich nach der damaligen Notiz des Tagebuchs eigentlich nicht an dem Niederreißen beteiligen wollte, hat nun selbst einen Beitrag dazu und ein ‚schlimmes‘ Buch geliefert. Der einstige Dorfprediger sitzt jetzt, ‚da die Spötter sitzen‘.“

Spott ist „schlimm“. Wir möchten, daß die kleine rotbackige Deern sich später, wenn sie größer ist, von denen schnell wegwendet, die spotten. Der Spott kann bei jungen Menschen leicht viel zerstören. – Ob es Frenssen, Mathilde Ludendorff und den anderen, die über das Muckertum und die Kirchenlehre spotten, am Ende [40] gehen wird wie dem Mann, von dem Hans Dunker in diesem Buch erzählt, der Gott und Jesus gehöhnt hat und nachher nicht sterben konnte? Von dem großen Spötter Voltaire wird es ja berichtet.

„Sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht“

Ich glaube, daß eines der besten Bücher, die im vorigen Jahrhundert überhaupt in Deutschland geschrieben sind, von einem Schleswig-Holsteiner verfaßt ist. Nämlich des alten Schullehrers aus Glückstadt, J. Nissen, „Unterredungen über den Kleinen Katechismus Luthers“. Den Mann werden einst viele im Himmel suchen, bis sie ihn finden, um ihm zu danken, diesem Lehrer der Kinder, diesem Lehrer der Lehrer, diesem Lehrer der Pastoren, diesem Schüler

Luthers, diesem Kind Gottes! Da sieht man, was es heißt: Lust am Gesetz des Herrn, Lust an den zehn Geboten, Lust am Katechismus. Das ist ein herrlicher Unterricht mit heiliger, seelosorgerlicher Liebe. Frenssen sagt, der Katechismus Luthers wäre nicht mehr zu gebrauchen in unserer Zeit. Ja, Baal lehnt sich gegen den Sinai-Gott auf, die nächtlichen Unholde hassen den Klang der Kirchenglocke, und Gott-Natur vermischt alle klaren Linien von Gut und Böse mit einem grauosa leuchtenden Nebel, so daß dem armen Gretchen von alledem so dumm wird, als ging ihr ein Mühlrad im Kopf herum, und Prinzessin Feodora ganz verwirrt wird durch Frenssens Reden gegen Autoritätsglauben. Ich möchte, daß die kleine holsteinische Deern mit dem Lockenkopf einen Religionsunterricht bekäme, wie der alte Nissen ihn gab und, Gott sei Dank, hin und her in unserm Lande ihn noch gibt. Dann hat sie Lust am Gesetz des Herrn, den zehn Geboten, Glauben, Vaterunser, Taufe und Abendmahl. Und dann ist dieser junge Baum „gepflanzt an den Wassersbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl“.

Schleswig-Holstein ein Heidenland? Die Nordmark hätte sich seit 200 Jahren immer mehr und heute nahezu völlig vom Christentum gelöst? Gewiß, – und Jesus Christus erbarme sich unser und unseres Landes – wir Schleswig-Holsteiner sind sehr kalt und tot und weit weg von Gott und glaubenslos. Aber Schleswig-Holstein ist gerade jetzt dabei zu schreien: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! Gewiß, wir Pastoren in Schleswig-Holstein sind arme Versager und sagen gar nicht wie Frenssen so oft von sich: Wir gehören auf die Kanzeln. Aber gerade jetzt, wo Christus gehaßt wird, fragt er uns: Habt ihr mich lieb? Und wir werden betrübt und vielleicht beschämmt von vielen anderen Pastoren Deutschlands und antworten: Du weißt, Herr, alle Dinge, all unser erbärmliches Verleugnen in der Vergangenheit und in der Gegenwart und in der Zukunft, du weißt, daß wir dich liebhaben. Er antwortet: Weidet meine Lämmer. Und gedemüigt und getröstet, zitternd vor [41] der großen Aufgabe nehmen wir die Patschhand der kleinen Deern und wollen es versuchen, sie zu ihrem guten Hirten zu bringen, „weil sie Jesu Schäflein ist“. Gewiß, die Kirche Schleswig-Holsteins, wir Kirche Schleswig-Holstein haben schwere Schuld dem Herrn der Kirche und dem uns anvertrauten deutschen Stamm abzubitten, auch wohl dessen reich begabtem Sohn Gustav Frenssen. Ganz anders hätten wir Kirche dem Barlter Jungen, dem Meldorf Primaner, dem Kieler Studenten im Namen des Gekreuzigten die zehn Gebote wie Eisenbänder um sein weiches Herz und seine leicht zerfließende Seele schmieden müssen. Wir Kirche Schleswig-Holstein haben mit geschrieben an Frenssens „Glaube der Nordmark“. Es ist das Bekenntnis unseres, unseres Heidentums, Schleswig-Holsteiner! Wer will sich hier ausschließen? Wie? Müssen nicht in jedem von uns „der alte Adam“, der alte Baal, der alte Gott-Natur Mensch, die alten Unholde durch tägliche Reue und Buße ersäufet werden?

Aber darum sind wir noch kein Heidenland. Denn wir haben das Wasser, darin wir sie ersäufen. Das ist das gnadenreiche Wasser des Lebens, das Bad der neuen Geburt, die heilige Taufe. Wir haben die kleine Deern getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Siehe, das ist der Wasserbach, der durch unser Land fließt, gewaltiger als die Eider und lieblicher als die Schwentine. Kommt, laßt uns wacker sein, täglich in diesem Wasser der Vergebung unseren „Glauben der Nordmark“ zu ersäufen, daß er stirbt mit all seinen Sünden und bösen Lüsten, daß wiederum täglich herauskomme und auferstehe ein neues Schleswig-Holstein, das in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe.

In Reinigkeit: Nein, noch sind wir kein Heidenland, sondern weil wir den Wasserbach der Taufe haben, darum will Schleswig-Holstein von Frenssens freier Liebe und lockerer Eheauf-fassung nichts wissen. Weil die Taufe noch da ist, deshalb ist in „Jörn Uhl“ so viel tüchtige Ehrlichkeit und in Gustav Frenssen solche Achtung vor dem vierten Gebot und solch wahrer starker Drang zum Helfen. Es ist nicht zu sagen, wie viel sittliche Kraft in unser Blut geflossen ist, seit gegen die Unholden die Feldsteinkirche gebaut wurde und seitdem Heinrich von

Zütphen in Heide für Christus starb und die Barlter Kinder den Katechismus Luthers lernten durch all die Geschlechter.

Wohl sind viele Bäche und Rinnale verstopft und versandet, durch die einst das Wasser des reinen Evangeliums an die Wurzeln der schleswig-holsteinischen Seelen drang, so daß es einem wohl bange werden kann im Gedanken an das Gedeihen unseres kleinen Mädchens, dieses Bäumchens unseres Gottes.

Dennoch kann an anderer Stelle dieses Buches berichtet werden, daß auch heute noch bei uns starke Ströme göttlichen Wortes fließen. Und mir ist es, als sei jetzt Frühling und als wollten hin und her Gottes Quellen aus der Tiefe ausbrechen und als fingen [42] in unserer Nordmark Gottes Bächlein an von den Höhen ins Tal zu rauschen.

Wohl dir, mein pausback Deernchen!

„Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern wie die Spreu, die der Wind verstreut. Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten, denn der Herr kennt den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet.“

Als mein Vater vor nun bald achtzig Jahren in der Prima saß, kam der geniale Deutschlehrer eines Tages in die Klasse mit dem Ruf: Freunde, ein neuer Klassiker, und schwang in seiner Hand einen Band der neu herausgekommenen „Stromtid“. Als ich gut vierzig Jahre später in der Prima saß, kam eines Tages unser genialischer Direktor in die Klasse und sagte: Ich habe heute nacht bis um drei Uhr gelesen. Ich habe „Jörn Uhl“ durchgelesen Alle Welt ist jetzt voll von diesem Buch. Aber ich sage Ihnen: ein großer Dichter ist das nicht. Er wird schnell vergessen. – Wir dachten: wiedermal solch ein Einfall vom „Dax“, wie wir den Alten nannten. Denn was konnte man gegen „Jörn Uhl“ sagen? „Die drei Getreuen“ hatten uns gepackt, und nun erst dieser tapfere Kämpfer Jörn. Das ging so weit, daß mein wenig jüngerer Bruder, als er in Deutschland irgendwo die Universität bezog, als hellblonder schweigsamer Holsteiner selbstverständlich den Spitznamen „Jörn“ erhielt. Also was wollte der „Dax“? Wir begriffen ihn einmal wieder nicht. –

Seitdem sind über dreißig Jahre ins Land gegangen. Mein Bruder trägt noch immer unter seinen Freunden den Namen „Jörn“. Schleswig-Holstein hat mit Recht vor einigen Monaten dem Dichter des „Jörn Uhl“ in besonderer Weise gedankt. Nach „Jörn Uhl“ aber kam „Hilligenlei“, und Wilhelm Stapel nennt das Buch eine Zerfalls-Erscheinung der Vorkriegszeit. Der Zerfall ging weiter bis zum „Pastor von Poggsee“ und dem „Glauben der Nordmark“. „Die Blätter verwelken!“ Unser Direktor hatte das vorausgeahnt Zeigt die Bibel nicht den letzten Grund auf in dem Wort: Der Gottlosen Weg vergeht? Der Weg des Schriftstellers Frenssen liegt vor uns. Er endete mit dem Buch der Absage an den lebendigen Gott. „Ich wäre ein größerer Dichter, wenn ich dunkler und tiefer wäre“, notiert Frenssen einmal. „Spreu, die der Wind verstreut“, sind wir, wenn wir die Dunkelheit Luthers, die Tiefe des Paulus, das Schwergewicht „der Gerechtigkeit allein aus Glauben“ nicht in unser Lebenswerk hineinnehmen. Dann scheiden wir aus aus der „Gemeinde der Gerechten“, wie Frenssen sich jetzt von der Gemeinde Jesu Christi getrennt hat.

Es geht ein gewaltiges Entweder-Oder durch den ersten Psalm, das Entweder-Oder der ewigen Entscheidung. Sascha Schneider hat das vor 40 Jahren in einem großen Bild gezeichnet. Zwischen einer dunklen, gräßlichen Gestalt des Abgrunds und einer Lichtgestalt aus der Höhe liegt ein Mensch. Der Maler nennt das [43] Bild: „Um eine Seele“. Wer ist denn diese Seele? Unsere kleine holsteinische Deern, um die ringen Hölle und Himmel, Teufel und Engel. Das ist die Bedeutung des Glaubenskampfes der Nordmark.

Wer liebt nicht die herrliche Szene aus „Jörn Uhl“, in der Jörn mit seiner nordischen Heldenkraft das kleine Mädchen aus dem Rachen des wütenden großen Schlachterhundes befreit.

„Ja, Jörn, das Herz bei Gott und die Hände gegen die Hunde, das ist das Christentum.“ Du ängstlicher, kleiner Schneider, wir danken dir für das schöne Wort.

Kirche Schleswig-Holstein, dein Herz bei Gott, durch seinen Sohn Jesus Christus, und die Hände wider alle, die unserer kleinen pausbackigen Deern etwas tun wollen. [44]

Frau Tonnesen: An Gustav Frenssen. Das Wort einer Mutter aus der Nordmark

Das Lieblingsbuch unserer großen Jungens sind die Kriegsbriefe gefallener Studenten. Alle drei haben es sich einmal zur Konfirmation gewünscht. – Und ich habe es mir in den letzten Wochen immer wieder aus ihrem Bücherbord herausgeholt und darin gelesen, – ich wollte mit dem, was dieses Buch mir immer zu sagen gehabt hat, Gustav Frenssen und seinem letzten Buch begegnen. Ich wollte aus dem Geist dieser Briefe, die eine deutsche Jugend einmal aus dem Felde nach Hause schrieb, ein Mahnwort sagen um unserer Jugend von heute willen. Und was gäbe ich darum, daß ich das Mahnwort so heiß und ernst sagen könnte, wie ich es im Herzen trage!

Vor meiner Seele steht in diesem Augenblick der Brief, den der Küstersohn aus der Schleswiger Gegend kurz vor seinem Heldentod an seine Eltern nach Hause geschrieben hat. „Ich bin innerlich so frei und froh. „Laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen!“ Es muß doch schön sein, Gott zu schauen, Seine Herrlichkeit und alles, wonach sich mich mit menschlichem Unverstand sehnte und plagte, Seinen Frieden. Ich denke viel ans Jenseits mit Freuden. Vor dem Gericht bangt mir nicht. Ich bin zwar sein elend-sündiges Menschenkind, aber wie groß ist Gottes Gnade und des Heilandes Liebe! Darum tue ich getrost und ohne Zittern meinen Dienst fürs Vaterland, für mein liebes deutsches Volk. Dank Euch, liebe Eltern, daß Ihr mich zum Heiland geführt habt! Das war Euer Größtes.“

Und ich blättere in dem Buch hin und her, Seite für Seite, und lese Brief für Brief. – Da steht in allen Briefen etwas von der Herrlichkeit des Todes für das Vaterland. Und die Worte der jungen Studenten reichen nicht aus, denen daheim – Vater und Mutter vor allem – zu sagen, wie heiß sie Deutschland lieben, wie gern sie sterben, auf daß ihr Vaterland lebe. Und es erschüttert bis ins tiefste Mark der Seele, wenn man diese Worte liest, die eine Jugend schrieb, die teilweise noch nicht das zweite Jahrzehnt ihres Lebens vollendet hatte, und, wohlgemerkt, eine Jugend, die wirklich draußen in den Gräben lag. [45]

Aber es ist in diesen Briefen etwas, das noch vielmehr, tausendmal vielmehr erschüttert als dies Bekenntnis, für Deutschlands Bestehen in den Tod gehen zu wollen. Das ist die Tatsache, daß eine ganze deutsche Jugend Tag für Tag und Jahr für Jahr am Anfang alles Daseins und Schaffens in furchtbarster Nähe des Todes gelebt hat. Daß diese Jugend gezwungen gewesen ist, in all ihrer Sehnsucht nach dem Leben das Ende der Laufbahn zu sehen, die sie kaum erst beschritten hatte. Und daß sie mit dem Tode ringen mußte, jeder einzelne für sich, so wie Christus in Gethsemane mit dem Tode rang. –

Denn wenn, meist zu Anfang der Briefe, viel von der heißen Liebe zu Deutschland steht, so steht auch viel darin von der Bitterkeit und der Härte des Todes. Sie alle, die diese Briefe geschrieben haben, haben ja hindurchschreiten müssen durch das dunkle Tor, und es gibt kaum einen Brief, in dem der junge Mensch da draußen nicht vor der letzten Frage steht, vor der des Todes nämlich und der der Ewigkeit! Und wie tapfer haben sie darum gerungen! Und wie nahe waren sie Gott! – Nicht dem Gott, dessen Name heute so oft angeführt wird, um zu beweisen, daß die deutsche Jugend noch gläubig sei, daß noch Religion im deutschen Volke sei! Nicht jenem nebelhaften Gott, den man nach Belieben hervorholen kann und der sich jedem einzelnen anpaßt in wunderbaren Wandlungen! Sondern dem Gott, der ihnen durch den Glau-

ben ihrer Väter überliefert war, der sich ihnen da draußen neu offenbarte in der Botschaft von Jesus Christus, der sich in ihrem Ringen um den Tod vor sie hinstellte mit Bibelworten, die sie aus Überlieferung von Schule und Elternhaus mit hinausgenommen hatten! Dem Gott, den ein Student in seinem Brief anführt mit dem Wort aus der Schrift: „Wer an mich glaubt, der glaubt an den, der mich gesandt hat.“ –

Ja, wenn man es auch tausendmal lieber anders wollte: es hat eine deutsche Jugend in dem furchtbarsten aller Kriege da draußen ihr Gethsemane erlebt. In wie manchem Brief steht etwas davon, daß sie Zwiesprache gehalten hat mit Gott über ihr junges Leben und ihr allzu frühes Sterben. Sie haben mit allen Fasern ihres Herzens sich nach dem Weiterleben gesehnt und mit heißem Herzen inmitten von Sterben und Verderben die Welt mit aller ihrer Schönheit gesehen und Gott gedankt für jeden Tag, den sie noch lebten. Aber wie viele Male stößt man auf das Wort: Dein Wille geschehe! Ja, man lese diese Briefe doch einmal daraufhin durch! Da steht bei dem einen Studenten etwas davon, daß er sich Kraft bei dem Herrn der Heerscharen geholt und laut in das Getöse der Geschütze den 91. Psalm geschrien hat. – Da steht bei einem anderen etwas von „Gottes unermeßlicher Gnade, der er sich würdig erweisen will, wenn er lebendig aus dem Kriege herauskommt“. – Da bezeugt ein dritter, daß er draußen erlebt hat, daß viele Wege von den Menschen zu Gott führen, aber nur einer von Gott zu den Menschen. – Da steht etwas von dem Herrn, der die Geschichte [46] der Völker leitet. – Da steht das Wort eines 20jährigen, daß es für ihn nicht mehr leere Worte sind, wenn vom ewigen Leben gesprochen wird, sondern daß diese Worte Gegenstand festen Glaubens wurden. – Da schreibt der Neunzehnjährige, daß Gottes Hand schwer auf der Klasse läge, deren Schulbank er eben erst verlassen hat. Er hat erfahren, daß der achte aus seiner Oberprima bereits in der Ewigkeit sei. – Da schreiben so viele davon, daß ihnen die Botschaft von dem Kind in der Krippe erst in der Weihnacht des Schützengrabens aufgegangen sei. – Und da bekennt ein junger Mensch, daß viel größer als die Schlachtenstürme, als der Kampfesmut der Krieger die Liebe Gottes sei, die sie im Felde erfahren durften. – Und wie viele erzählen von der Kraft, die ihnen aus dem täglichen Lesen der Bibel zugeströmt ist! – Und wie viele Male steht da das Wort: Betet für uns! Ja, das ist vielleicht das Köstlichste in den Briefen: das Einssein mit Vater und Mutter im Gebet, das gegenseitige Sichgottbefehlen. Da brechen sie auf, die tiefsten der Christusworte, und erfüllen sich angesichts von Tod und Verderben mit Leben! – Da steigen sie herauf, die alten Kirchengesänge und füllen die Seele mit dem Frieden, der über alle Vernunft geht. –

Ich könnte so fortfahren! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Da stehen sie, alle diese Worte, an Vater und Mutter gerichtet, und schauen uns Eltern von heute an, und es wird einem wund und weh in der Seele, und das Herz füllt sich mit großer Scham. Ich brauche wohl nicht zu sagen, warum! Und Gustav Frenssen, den ich mit all diesem anreden will, dem brauche ich wohl auch nicht zu sagen, warum.

Denn das wird sich niemals hinwegleugnen lassen: über den Schlachtfeldern im Westen und im Osten in den Jahren 1914–18 hat deutsche Jugend das Kreuz aufgerichtet gesehen. Sie hat für Deutschland sterben wollen, und sie ist für Deutschland gestorben. Aber der Weg in den Tod ist auch für sie über Gethsemane gegangen, und bei allem Heldenmut und bei aller Tapferkeit hat sie durchaus dunkle Tor des Todes nur mit dem schreiten können, der gesagt hat: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“ – Ja, wer wollte das wohl leugnen? Und wer wollte da einen Widerspruch sehen? Wer wollte sich nicht vielmehr mit all den jungen Menschen vor der Tatsache beugen, daß der Tod die letzte, furchtbarste Wirklichkeit dieses Lebens ist, mit der der Mensch sich auseinanderzusetzen hat. –

Und heute? Ja, nun geben wir wieder unsere großen Jungens hinein in die grauen Armeen und lassen sie des neuen Deutschen Reiches Soldaten werden. Sie tun den Schritt leuchtenden Auges und frohen Herzens. Und wir sehen ihnen nach mit dem Gebet auf den Lippen, daß es uns erspart bleiben möge, sie einmal auf die Schlachtfelder selber hinausgeben zu müssen. –

Ja, welche Soldatenmutter hätte gerade in den vergangenen Monaten nicht diese Sorge auf [47] betendem Herzen getragen! Wenn so stark zum Frieden gepredigt wird unter den Völkern Europas, dann kann Kriegsgefahr nicht fern sein! Wer hätte das Schreckgespenst des Krieges in letzter Zeit nicht um Deutschland lauern sehen? – Und sehen Sie, Gustav Frenssen, darum, gerade darum rede ich Sie an als Mutter und fordere von Ihnen Rechenschaft – aus heiligem Zorn heraus und aus tiefster Verantwortung unserer großen Jungens und den Söhnen anderer Mütter gegenüber: Wir wissen genau, daß unsere Jungens auch einmal den Mut haben werden, für Deutschland zu sterben, wenn das Vaterland sie ruft! Aber das frage ich Sie und alle anderen, die sich heute nicht genug darin tun können, die Botschaft von Christus nicht nur zu leugnen, sondern sogar vor aller Welt zu schmähen: Was hätten unsere Jungens um zwanzig herum heute für das bittere Sterben, für die Stunden, da sie sich mit der furchtbaren Wirklichkeit des Todes auseinanderzusetzen haben? Woran sollten sie sich halten, wenn sie heute hinausgerufen würden an die Fronten? In den vier Jahren des großen Krieges, da haben sie etwas gehabt, diese blutjungen Menschen. Das ist keine Einbildung, das ist keine Phantasterei! – Lesen Sie die Briefe der gefallenen Studenten! Der Glaube von Vater und Mutter ist es gewesen, der ihnen draußen neu geboren wurde, den sie angesichts des Todes als Wirklichkeit erlebten! Lesen Sie die Stelle, wo der Student seine Eltern bittet, bei seinem Tode Trost zu finden in dem Gedanken, daß er im festen Glauben an seinen Erlöser und die Ewigkeit gefallen sei! Lesen Sie all die erschütternden anderen Stellen, dann werden Sie wissen, woher diese Generation den Mut zum Sterben genommen hat!

Und unsere Jugend von heute? In welchem Glauben dürfte sie heute sterben? 1914 zog der Katholik mit dem Rosenkranz hinaus und der Protestant mit dem Neuen Testament in der Tasche. Sollte heute der Student oder der schleswig-holsteinische Bauernjunge Ihren „Glauben der Nordmark“ mit hinausnehmen? Soll er sich an dem Feuer, das nach dem Bilde des Umschlages angeblich darin brennen soll, erwärmen, wenn die Kälte der Todesschauer ihn berühren? Oder wo wäre sonst ihr Halt? An dem Christus, den man in deutschen Landen dem Pöbel preisgegeben hat? Den man vom Kruzifix herabgerissen hat in den Kot der Gasse? Den man zum Feigling gestempelt hat? Oder an dem Glauben der Väter, den die Jugend vom zehnten Jahre an aufwärts so gut zu kritisieren gelehrt wird wie alles, was zwischen Himmel und Erde besteht! – Ja, was will man ihnen geben an innerem Halt? Wo ist in all den neuen, von Propheten der Zeit gemachten Religionen das, was durchs Sterben hilft, was für die Wirklichkeit des Todes da ist? Oder sollen sie sich an einen Gott halten wie der Ihre, der Ihnen 1921 im „Pastor von Poggsee“ inspirierte [eingab], daß die Weimarer Verfassung sein Werk sei! Oder der Ihnen erlaubte, in jeder Phase Ihres Lebens, wie Ihre Dichtung [48] zeigt, ein menschliches Gebot aufzurichten, wo es sich um tapferen und männlichen Gehorsam gegen Gottes Gebot gehandelt hätte?

Da steht es geschrieben, daß die jungen Menschen gerade im Glauben die Kraft zum Tode fürs Vaterland gefunden haben. Er kann ja dann so hohl und leer nicht sein, der Christusglaube, wenn er Männern die Kraft geben kann, in der Blüte ihrer Jahre zu sterben. Soll der deutsche Student nicht mehr schreiben, „daß er durch den Glauben Leben habe, ewiges Leben, gerade dann, wenn ihn im Dienste der Liebe zum Vaterlande die Granaten zerfetzen?“ Oder „daß alles Leuchtkraft bekommen hätte, was ihnen daheim in Schule und Elternhaus von Gott und Christus gesagt worden sei“? – Und nicht wahr, wenn Christus in Gethsemane ein Feigling gewesen sein soll, dann müssen die da draußen ja alle Feiglinge gewesen sein, diese jungen, jungen Menschen, die bei aller Tapferkeit zum Helden Tod sich heißen Herzens an das Leben geklammert haben und die in Todesängsten beide Hände ausstreckten nach einer Hand, die aus der Ewigkeit zu ihnen herüberreichen möchte.

Ich glaube, es müsste wohl so sein, daß alle Jugend von heute draußen erst einmal lernt, daß angesichts des Todes nichts so nichtig ist wie der Glaube an das eigene Ich und an die Kraft und die Herrlichkeit des Menschen. – Und, Gustav Frenssen, Ihnen und allen, die heute so

heißes Bemühen darum zeigen, daß der Christusglaube in Deutschland zerschlagen werde, damit ein starkes Geschlecht erstehe, Ihnen und allen helfe Gott dazu, daß nicht einmal zu unseren Tagen noch draußen auf den Schlachtfeldern eine Jugend steht, die angesichts der Wirklichkeit des Todes Anklage erhebt, furchtbare Anklage erhebt gegen die, die ihnen alles, aber auch alles zerstückeln und herabzogen, was ihnen hätte Halt und Stütze sein können in der Zwiesprache mit Tod und Ewigkeit, ohne etwas anderes an die Stelle zu setzen.

Und das lassen Sie sich auch von einer Mutter sagen: Ich kann mir nicht denken, daß es je eine Elterngeneration gegeben hat, die mitten in allem Großen, das wir mit unseren Kindern erleben, größere Sorge um die Seele ihrer Kinder getragen hätte als die heutige! Sie tasten ja auch das Heiligste an, was es für uns gibt, darum wage ich es Ihnen zu sagen: wenn Sie selbst Kinder hätten, dann würden Sie vielleicht etwas mehr in der Verantwortung leben, die Eltern für die kommende Generation tragen. Ach, daß Sie wenigstens aus diesen Worten heraus etwas von dieser Sorge spürten!

Und damals trösteten die Söhne von der Front her die Mütter, wenn der jüngere Bruder gefallen war, mit einem Christuswort, das für die geschrieben steht, die mühselig und beladen sind. Was werden unsere Jungens uns einmal sagen können in dem größten Leid der Erde, das es für eine Mutter gibt? Ja, wer in aller Welt gibt Ihnen und all den anderen, die mit Ihnen in einer Reihe [49] stehen, doch das Recht, zu schmähen und zu zerstückeln und Vernichtung zu säen, ohne Neues auszurichten? –

Aber Sie sollen wissen, daß es Mütter und Väter gibt, die sich zur Wehr setzen. Überall im Lande regen sie sich, um ihren Kindern den Glauben nicht nehmen zu lassen von unberufener Hand. Wir haben die Verantwortung nie so stark gefühlt wie heute! Und wir regen uns für alle mit, die lau oder gleichgültig sind. – Und wir haben seine Hoffnung: „Es kommt die Zeit, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde!“ – Wir hoffen zu Gott, daß eine deutsche Jugend einmal wieder Hunger haben wird nach dem Glauben, der Gottes Hand faßt. Gott gebe nur, daß er nicht erst draußen auf den Schlachtfeldern eines Krieges geboren werden muß, sondern wir wollen hoffen, daß eine deutsche Jugend sich vorher schon innerlich zur Wehr setzt. Es steht ja schon ein gut Teil Jugend, und ganz gewiß nicht die schlechteste, tapfer mit im Kampf für den Glauben der Väter. –

Ich denke in diesem Augenblick an den kleinen zwölfjährigen Pastorssohn aus Ostpreußen. Als in der Quarta ein Schulkamerad verkündete, daß es in so und so vielen Jahren keine Christen mehr in Deutschland geben würde, da rief er laut in die Klasse hinein: „Und ich?“ Und ich denke an den Sekundaner, der in der schwersten Weihnacht des Kirchenkampfes seinem Vater den Spruch malte: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben.“ – Und ich denke daran, wie tapfer große Kinder sich in den vergangenen Jahren für die Verkündigung ihres Vaters zur Wehr gesetzt haben. Sie sind im Anfang oft mit Tränen in den Augen und zähneknirschend nach Hause gekommen. Und wie einsam sind sie zuerst gewesen! Aber sie haben Haltung bewahrt! Und daß sie es taten, ist auch nicht umsonst gewesen.

Gustav Frenssen! Sie scheinen etwas zu ahnen von dem Leid, das über unseren Pfarrhäusern steht, solange der Kirchenkampf tobt! Aber wir haben noch einen Trost und eine Hoffnung:

„Brich nicht, mein Herz, noch sollst du Freude haben,
wir haben Kinder noch, wir haben Knaben.
Und auch wir selber leben! Gott sei Dank!“ [50]

Heinrich Voß: Um die Jugend der Nordmark. Wort eines Lehrers

Sollte Frenssen wirklich Recht haben? Ist unser Glaube an Christus im Begriff zusammenzuschrumpfen? Stimmen Frenssens Statistiken über leere Kirchenbänke und kleine, unscheinbare Gemeinden und Predigten ohne Feuer und Kraft? Ich glaube, die meisten Leser werden in den letzten drei Jahren gerade die umgekehrte Erfahrung gemacht haben, nämlich diese: die Gotteshäuser füllten sich. Zu den Bekenntnisgottesdiensten waren Gänge und Portale der Kirchen dicht gedrängt mit Menschen angefüllt, da stand man Kopf bei Kopf, um den Beweis anzutreten: Hier stehen Männer und Frauen, hier steht auch evangelische Jugend angetreten an dem Kreuz, stehen hier als Hüter des Kreuzes, damit diese Botschaft von Christus auch weiter unserem Volke, unserer Jugend erhalten bleibe, nicht um Jesu willen, sondern um unseres Volkes willen. Denn wir wissen alle, es gibt Stunden in unserem Leben, da reicht unsere menschliche Kraft nicht aus, das hat der eine an der Front, der andere auf dem Krankenlager, ein dritter an Sterbebetten erlebt. Und wie viele Briefe unserer Feldgrauen besagen dasselbe: Der Fels in der Brandung ist das Kreuz. In den zerschossenen Kirchen Frankreichs hielten sie Einkehr und feierten das Abendmahl. Oder wie schreibt der Freiherr von Hünefeld nach glücklich vollbrachtem Ozeanflug an seine Mutter:

Ich sinne still, vorüber ist der Flug!
Er, dessen Hand als milde Gnadenspende
Uns über Meer und Eis durch Nebel trug,
Ist nun bei mir und faltet meine Hände.
Und wem du, Herr, des Todes Bild gezeigt,
Der beugt das Knie und fühlt nur dieses eine:
Wer nicht das Herz vor deinem Kreuz geneigt,
Sah nie das Licht in seiner hellsten Reine!

Und dieser Glaube soll nun nach Frenssens Meinung nicht mehr unter uns lebendig sein? 95 vom Hundert sollen schon abseits stehen? Welche Antwort wollen wir ihm geben? Diese: Wir [51] Männer und Frauen der Nordmark können unseren alten Glauben nicht ablegen, wie man einen alten Rock ablegt, wir Männer der Nordmark, die wir draußen die Sommefront und den Hexenberg und Montdidier oder Verdun kennen lernten, kapitulieren nicht, wir werden nicht fahnenflüchtig, wir sind keine Überläufer, wir halten die Stellung. Wir sprechen mit Walter Flex: Die Bibel und das Portepee sind uns Heiligtümer. Wir wissen, was Treue heißt. Es gibt eine Treue, die gilt dem Vaterland, es gibt eine andere Treue, die gilt dem Herrn Christus. Wir können die Treue zu Christus nicht brechen, weil er für uns getreu gewesen ist bis in den Tod.

Wie deutlich hören wir noch den Schrei des verwundeten Kameraden durch die sternlose Nacht: Sanitäter! Sanitäter! Ich deute dir das Bild: Wir sind alle verwundbar. Wir können nicht wie Frenssen nur an das Gute, das Göttliche im Menschen glauben, weil wir nämlich zu oft die Schattenseiten unseres Lebens und Handelns erkennen. Sünde und Schuld sind ein hartes Bündel, das wir durch unser ganzes Leben zu schleppen haben. Wir sind in Schuld geraten wie der Schalksknecht, niemals werden wir sie abtragen, es sei denn, daß ein anderer sie für uns begleicht, – und der heißt Christus! So bleibt für uns der Gekreuzigte die rettende Hand Gottes.

Oder sage mir, mein lieber Leser: Wie soll ich Frenssens Glauben meine Kinder lehren? Wie sollen sie das verstehen: „Gott ist die Seele des Alls“ oder „Gott ist der ewige Weltengrund“? Kann ich diesen Pantheismus unmündigen Kindern vorsetzen? Oder wie will es die Mutter in der Kinderstube ihren Kleinen sagen? Da halte sich es mit den alten biblischen Geschichten. Wir zeigen den Kindern das Bild von der heiligen Nacht. Da steigen Engel hernieder, da knien Hirten im Stall, da liegt ein Kindlein und lächelt. Ja, das können die Kleinen verstehen, immer länger, verweilender, aufgeregter betrachten sie das Bild. Ihre Bäckchen glühen, ihre Augen leuchten. Wie das kommt, fragst du? Weil Kinderherzen für den Heiland am empfäng-

lichsten sind. Und so wollen wir weiter unsere Kinder „bei der Hand nehmen“ und sie weiter durch das „Heilige Land“ der Bibel führen. Wir wollen mit Jairus suchen, mit der Witwe von Nain trauern und fröhlich aufjauchzen, wir wollen an dem Teich Bethesda vorübergehen und die große Krankenheilung schauen ... und zuletzt mit dem einsamen Christus in Gethsemane zittern, bei seinem Kreuze stehen und im Garten des guten Josephs von Arimathia das Osterwunder erleben. Und ich denke, wenn wir diese Wanderung gemacht haben, dann haben wir von ferne das Frührot des Ewigkeitsmorgens geschaut. [52]

Johannes Tramsen: Frenssens Urteil über die Kirche der Nordmark und ihre Pastoren.

Was für ein kümmerliches Gebilde ist die Kirche der Nordmark, und was für klägliche Gesellen sind die Pastoren dieser Kirche, wenn Frenssen mit seinem Urteil recht hat. Es ist nicht zu verstehen, es wird auch durch die wiederholten Ausführungen des Dichters nicht verständlich, wie er es fertig gebracht hat, als junger Mensch in diese Gesellschaft einzutreten und zehn Jahre als Pastor der Landeskirche in ihr zu bleiben. Eine starke Kirche ist Opium, bewirkt Betäubung, Verseuchung der angeborenen Kraft. Der christliche Glaube, den der Dienst der Kirche zu wecken und zu fördern versuchen soll, schwächt die Röte, die Kraft des Blutes.

Christlicher Glaube und christliche Kirche tragen dazu bei, daß die Sinnenfreudigkeit unterdrückt, die Welt verachtet, die Arbeit gering geschätzt wird. So sagt Frenssen unmäßverständlich. Er ist nach seinem eigenen Bekenntnis von Jugend an ein Rebell gegen den christlichen Glauben gewesen. Statt ein Diener der Kirche zu werden, hätte er schon längst ein Bekämpfer der Kirche werden müssen. Im Interesse der Genesung unserer Heimat. Nun, er hat noch Zeit nachzuholen, was er versäumt hat. Daß er in der Pastorenschaft nicht hat aushalten können, begreift jeder, der seine Urteile über die Pastoren unseres Landes liest. (Ich meine die Urteile, die er jetzt und nicht vor einigen wenigen Jahren gefällt hat!) Es sind nicht viele, die seine Anerkennung finden können. Von hundert sind es vielleicht fünf oder zehn. Die große Masse trifft das Urteil, daß sie weder den Heiligen Geist noch ein befriedigendes Maß menschlichen Geistes haben. Sie haben nicht einmal den Fleiß eines redlichen deutschen Bürgers. Sie sind natürlich zum großen Teil politisch reaktionär, dem großen Geschehen unserer Tage nicht offen, viel zu schwerfällig und verbogen, als daß sie die Zeichen der Zeit deuten könnten. Eitel, oberflächlich, herrschaftsüchtig, verkrüppelt am Geist durch ihre tägliche Beschäftigung – das sind die wesentlichen Striche, die sich in dem Bild der Pastoren unserer Heimat vereinigen zur Karikatur. Nicht, daß alle Heuchler wären. Durchaus nicht! Sie können eben die schlimmen Folgen der schon in Elternhaus und Schule einsetzenden Verbildung und seelischen Verbiegung nicht überwinden. Frens-[53]sen vermißt das Feuer in den Herzen, die brennenden, vor Begeisterung trunkenen Diener der Kirche. Die sucht und wünscht er in einer Bevölkerung, die er selber als nüchtern, wortscheu und zurückhaltend kennzeichnet.

Wie die Pastoren, so sind, von Ausnahmen abgesehen, auch die Gemeindeglieder, die sich noch zur Kirche halten und nicht nur aus Gewöhnung und Unverständ den Dienst der Kirche begehrten. Die Abkehr von der Kirche wäre noch weiter fortgeschritten, als sie ist, wenn die jahrhundertelang gehaltene Predigt, die mit dem Himmel lockt und mit Höllenstrafen droht, nicht noch nachwirkte und immer noch manchen unsicher mache. Es ist schwer, die Feder zu zügeln und maßvoll zu bleiben, wenn man Frenssens Darstellung unseres Kirchenvolkes, der Kirchentreuen im Lande, liest. – Als ich das Buch Frenssens las, wurden Erinnerungen lebendig. Ich sah vor mir das Kirchenvolk meiner engeren Heimat in Angeln, sah die beiden Pastoren, die für meinen Lebensgang entscheidende Bedeutung gehabt haben. Das waren Männer mit klarem Kopf und festem Charakter, die fest und treu ihren Mann standen. Es war einige Jahre vor der Jahrhundertwende Zum letzten Male stand der alte, ehrwürdige Propst in Grundhof auf der Kanzel. Seine Gemeinde wußte, was sie an ihm hatte, – nicht im prakti-

schen Leben, da war er unbrauchbar, – aber auf der Kanzel. Mit tiefer Bewegung hörten sie seine letzte Predigt. Dann trat er zum letztenmal vor den Altar und kniete nieder. Es bedurfte keiner Aufforderung. Die ganze Gemeinde, die bis auf den letzten Platz die Kirche füllte, kniete mit nieder. Ich frage Sie, Herr Frenssen: Waren das verbildete und verbogene Menschen, diese Angler Bauern und Handwerker und Arbeiter, die den Weg zur Kirche wählten, und zwar nicht nur bei besonderen, seltenen Gelegenheiten? Ich frage Sie, ich frage die Leser, die das wahrhaftig nicht dumme Volk meiner Angler Heimat kennen: Waren das geknickte, mit Androhung von Höllenstrafen eingeschüchterte Seelen, die mit ihrem alten Propstniederknieten und Gottes Segen und Gnade für Haus und Gemeinde erbaten? – Eine andere Erinnerung führte mir bei dem Lesen des Frenssen'schen Buches die Kämpfe vor Augen, die wir auf Föhr zu führen hatten, als die monistischen Freidenker dort gegen Christentum und Kirche zu Felde zogen. Wie manches, was Frenssen zur Begründung seiner Ablehnung des christlichen Glaubens anführt, haben wir schon damals gehört. Selbstverständlich blieb die Bemühung der Monisten nicht ohne Erfolg. Zu allen Zeiten und überall hat es Menschen gegeben, die dankbar aufgriffen, was ihnen zur Rechtfertigung ihrer ablehnenden Haltung gegenüber Kirche und Christentum dienlich zu sein schien. Die Verkündigung der Kirche ist von Anfang an vielen anstößig und ärgerlich gewesen. Aber es dauerte nur kurze Zeit, da hörten wir auf der Insel nichts mehr vom Monismus. Waren das enge Naturen, Stirnen, enge Herzen, die sich von den Vertretern der [54] Kirche einsaugen ließen oder sich von überliefernten Vorstellungen nicht freimachen konnten, – diese Männer, die sich auf allen Meeren der Welt den Wind hatten um die Nase wehen lassen, in Amerika ihre Jahre verbracht und dem deutschen Namen Ehre gemacht hatten? Ich habe sie anders zu sehen gelernt, die Inselfriesen auf Föhr und Amrum – Jahre waren seit jenen Kämpfen vergangen. Die Tage der Schande, die Novembertage waren über unser Volk gekommen. Adolph Hoffmann glaubte etwas Wichtiges und Gutes zu tun, wenn er den Schulkindern Freiheit von Gesang und Gebet, von der kurzen täglichen Schulandacht schenkte. Er war ja eine Zierde des Kultusministeriums geworden. Der Wille des Volkes war zur höchsten Instanz für alle Entscheidungen erklärt worden. Nun denn, sagte ich mir, dann muß der Wille der Eltern maßgebend sein. In jeder Gemeinde meines Kirchspiels auf der holsteinischen Geest rief ich die Familien zusammen und legte ihnen die Frage vor: Wollt ihr, daß unsre Schule evangelisch bleibt, wollt ihr, daß unsere Kinder mit Gebet ihr Tagwerk beginnen? Ich erbat eine schriftliche Erklärung und bekam sie in einer Vollständigkeit, wie ich sie nicht erwartet hatte. Es waren keine fünf von hundert, die ihr Ja nicht gaben. Ich möchte nicht die Antworten hören, die Sie, Herr Frenssen, bekämen, wenn Sie den holsteinischen Geestleuten die Titel, die Sie im Buch ihnen gaben, Auge in Auge sagten. Das war früher möglich, was du berichtest, mag Frenssen mir hier vielleicht einwenden. Da muß ich denn noch zu einem Erlebnis, das nur ein Jahr zurückliegt, etwas sagen. In Hademarschen hatten die Glaubensgenossen Frenssens, die Anhänger der Deutschen Glaubensbewegung, zu einer Werbeversammlung eingeladen. Eine Gegenkundgebung sollte unmittelbar nach Schluß der Versammlung in der alten Kirche veranstaltet werden. In wenigen Minuten leerte sich der Saal, in zehn Minuten war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Das war ein Gesang, der da anhob. Das war eine Kampfansage, mit der die Kundgebung ausklang, das alte Lutherlied. Das war nicht nachgesprochen, nicht gedankenlos mitgeplappert, das Glaubensbekenntnis, das die große, nach Hunderten zählende Gemeinde einmütig und mit großer Wucht bekannte.

Der Nordmärker ist zurückhaltend. Er legt seine Gedanken und Überzeugungen nicht leicht bloß. Aber so, wie Herr Frenssen ihn schildert, so unkirchlich, so kirchenfeindlich ist er in seinem Herzen nicht. Wenn es zur Entscheidung für oder gegen die Kirche, für oder gegen den Herrn Christus kommt, dann wird das Ergebnis wesentlich anders aussehen, als Herr Frenssen meint. Dann werden nicht 95 „gegen“ und 5 von Hundert „für“ sich entscheiden. Es ist nicht das erstemal, daß Frenssen an der Wirklichkeit vorbeigesehen hat. Wir wollen mit ihm darüber nicht weiter rechten; aber wir müssen uns verbitten, daß er die, die treu zur Kir-

che halten, so geringschätzig, um nicht zu sagen verächtlich, be-[55]urteilt. Was die Kirchentreuen in unserem Lande trifft, das trifft ebenso auch die eng mit uns verwandten Nordschleswiger, in deren Heimat sich bekanntlich ein blühendes christliches Leben findet. Wir bedauern aufs tiefste die Folgen, die Frenssens Buch für das Verhältnis zu den Deutschen Nordschleswigs haben muß. Es bringt einem das Blut in Wallung, wenn man bedenkt, daß unter Frenssens Urteil über den Pastorenstand der Nordmark auch die Männer fallen, die dort oben an der Grenze des früheren Reiches in fleißiger und erfolgreicher Arbeit standen, und dann, als das Unglück über unser Volk kam, ein Bekenntnis zu unserem Volk ablegten, das nicht mit der Feder abgelegt werden konnte, sondern nur mit einem schwerfallenden Opfer, mit dem Opfer der Heimat, mit der Auswanderung aus der Heimat. Frenssen muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er Licht und Schatten nicht der Wirklichkeit entsprechend verteilt hat, sondern so, wie es der Absicht seines Buches förderlich werden könnte.

Das gilt auch von der Beurteilung des Pastorenstandes unserer Nordmark. Weiß Frenssen denn nichts von dem, was Kenner der Geschichte über die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses gesagt haben? Weiß er nichts von der nationalen Haltung, die die Pastorenschaft unserer Heimat während der Jahre 1848–51 und nachher in der Zeit der dänischen Herrschaft betätigt hat? Weiß er nicht, daß sie lieber Amt und Heimat aufgeben, als daß sie gegen Gewissen und Überzeugung handelten? Weiß er nicht, daß 1920 den Pastoren in den Abstimmungsgebieten scharfe Vorschriften gemacht wurden, weil man ihre nationale Gesinnung und ihren nationalen Einfluß fürchtete? Weiß er nicht, daß kaum ein anderer der Pastoren die Weimarer Verfassung und andere Errungenschaften der Novemberrevolution so gepriesen hat, wie er sie hat preisen können? Wir waren nicht die Lieblinge der damaligen Machthaber. Lag das etwa an unserer Engstirnigkeit? Weiß er nichts von dem jungen Theologengeschlecht, das in den Kämpfen dieser Jahre seine ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt hat, nicht gefragt hat: Was kommt danach?, sondern nur: Was ist Pflicht und Recht vor Gott? Er sollte sie einmal sehen, wenn sie von Haus zu Haus ziehen Tag für Tag, an jedem Abend in der Kirche das Zeugnis ihres Glaubens ablegen. Er würde zu einem anderen Urteil kommen müssen, wenn seine Feindschaft gegen Christentum und Kirche sein Auge nicht völlig geblendet hat.

Nichts liegt mir ferner, als ein Lobredner des schleswig-holsteinischen Pastorenstandes zu werden. Das ist Frenssen selber vor wenigen Jahren gewesen. Nur das muß gesagt werden: Die Zeit der Behaglichkeit, die uns der Eutiner Rationalist J. H. Voß geschildert hat, ist längst vorbei. Es wird gearbeitet in der Stille und in der Öffentlichkeit, im Bauen und Kämpfen für Kirche und Volk. Wenn Frenssen von solcher Arbeit der Pastoren nichts zu sagen weiß, oder das bißchen, was er über die Arbeit sagt, ver-[56]dunkelt wird von seiner lieblosen Beurteilung, soll es uns nicht verbittern.

Ebensowenig darf die Beurteilung des kirchlichen Lebens, die wir in Frenssens Buch finden, uns beirren. Wie leicht Frenssen sich zu unberechtigten Urteilen verleiten läßt, ist in der vorliegenden Schrift an anderer Stelle nachgewiesen. Wir haben darum auch keinen Anlaß, seiner neuesten Prophezeiung zuviel Gewicht beizulegen. So entwurzelt, wie er meint, ist die Kirche der Nordmark nicht. So unselbstständig oder feige sind die Nordmärker nicht, daß sie nicht aus der Kirche austräten, wenn sie nichts mehr von der Kirche wissen wollten. In der Geschichte der Kirche wechseln Zeiten des Aufstiegs und des Niedergangs ab. Wir verzagen darum nicht, haben wir doch so viele klare und entschiedene Bekenntnisse zur Kirche in den letzten Jahren erlebt wie in früheren Jahrzehnten nicht.

Wir wollen aber die harten und häßlichen Urteile, die Frenssen über die Kirche und den Pastorenstand unserer Nordmark fällt, nicht mit einer Geste der Entrüstung abtun. Wir sind nicht blind gegen die Schäden, an denen das kirchliche Leben unserer Heimat krankt. Wir nehmen den Rückgang des kirchlichen Lebens nicht leicht.

Darum soll Frenssens Buch uns Pastoren eine ernste Mahnung sein, unbekümmert um Anstoß und Ärgernis und ohne Rücksicht auf Beifall oder Abweisung unsern Dienst zu tun, wie es unsere Amtsverpflichtung von uns fordert. Werden wir einsamer dabei, ist das keine Schande, wenn wir nur treu sind in dem, was uns aufgetragen ist. Unserem Volk soll das Altersbekennen unseres Landmannes den Dienst tun, daß ihm aufs neue gezeigt wird, um was es in den Auseinandersetzungen unserer Tage geht, – daß es sich nicht um unnötiges Pfaffengezänk und spitzfindige Streitereien über Lehrauffassungen handelt. Frenssen hat uns einen Dienst getan, wenn sein Buch dazu beiträgt, daß die Gleichgültigkeit weichen muß einer klaren Entscheidung. Er hat, ohne es zu wollen, uns das Wort unseres unvergleichlichen heimgegangenen Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls aufs neue unterstrichen: „Sorgen Sie dafür, daß Christus in Deutschland gepredigt wird.“ Ja, das soll unsere Antwort an Frenssen sein. Die Antwort wollen wir Pastoren der Nordmark geben, solange uns Gott dazu Kraft und Möglichkeit schenkt. Die Antwort wollen wir geben mit der Hingabe unserer Kraft und in der Gewißheit, unserem geliebten Volk damit einen unerlässlichen Dienst zu tun. Wir wollen Christus in der deutschen Nordmark predigen. [57]

Martin Pörksen: Nur noch sterbende christliche Gemeinden in der Nordmark?

Das ist die Behauptung von Gustav Frenssen: Es gibt seit 200 Jahren in der Nordmark nur noch sterbende christliche Gemeinden. Hat Gustav Frenssen nicht recht? –

Seine Behauptung muß geprüft werden. Sehen wir hinein in die Geschichte der letzten 200 Jahre unserer Nordmark.

Um 1800 hat sich in Schleswig-Holstein schon einmal in anderer Form abgespielt, was sich heute in der Auseinandersetzung zwischen dem reinen Vernunftglauben Gustav Frenssens und dem Offenbarungsglauben der Bibel wiederholt. Andreas Peter Bernstorff, dieser „kühle Staatsmann“ Schleswig-Holsteins, wie Otto Brandt ihn nennt, war ein „gläubiger Christ“. „Den Schlüssel zu seinem Charakter und zu seinem Handeln bildete seine starke Religiösität.“ Diese war allerdings an Christus gebunden, und er hat an ihr „zeitlebens festgehalten“.

Einen gewissen Mittelpunkt im geistigen und geistlichen Leben dieser Zeit bildete der Emkendorfer Kreis. Hier sammelte sich ein bedeutender Ausschnitt der Adligen Schleswig-Holsteins. Auf diesen Kreis gewann Matthias Claudius wachsend stärkeren Einfluß. Der Wandsbeker Bote, der schon vor den Toren Hamburgs gegen den Vernunftglauben in der freien Hansestadt gekämpft hatte, rief hier den Adel unserer Heimat zum Kampf gegen den Unglauben und den Rationalismus auf. Es ging ihm darum, „in der breiten Masse des Volkes den alten Glauben wieder aufzurichten“. In diesem Kampfe stärkte ihn der Emkendorfer Kreis.

Adel verpflichtet. Das wurde jetzt in entscheidenden Fragen des Glaubens Wirklichkeit. Das Band des Glaubens schloß den Emkendorfer Kreis zusammen. Hier saß die Gräfin Julia Rentlow, die offen mit den Professoren der Kieler Universität die Frage des Glaubens besprach und sich nicht scheute, Theologen wie Nichttheologen auf ihren Glauben zu prüfen.

Der Vernunftglaube wurde hier als das erkannt, was er war, eine geistreiche Spielerei. Das kam besonders in den Zeitschriften [58] zum Ausdruck. Damals schon wurden die rationalistischen Zeitschriften als „intellektuelle Konfektbuden“ gekennzeichnet.

Je mehr nun der Rationalismus auch unter den Predigern Eingang fand, desto stärker wurde die Erregung in der Landbevölkerung. Klar sah der Adel: „Wollte man also dem alten lutherischen Glauben in Kirche und Staat wieder zur Herrschaft verhelfen, so mußte zuerst Geistlichkeit und Beamtenschaft wieder zu ihnen zurückgeführt werden.“ Wie konnte das gesche-

hen? Nur durch eine gründliche Umbesinnung an den Ausbildungsstätten der führenden Männer. „Die Universität und das Schulwesen Schleswig-Holsteins“ brauchten Männer, die im alten lutherischen Glauben lebten.

Es war damals so wie heute!

Gewiss Matthias Claudius und der Emkendorfer Kreis haben nicht das erreicht, was sie wollten. Aber sie sind doch aufgestanden in der Nordmark und haben den alten Glauben der Bibel bezeugt.

Und Claus Harms? War er nicht ein berufener Lehrer der Kirche, diesen Kampf weiter zu führen? Er ist allerdings für Frenssen nur „ein sturer, dithmarscher Bauernsohn“. Aber er hat seine Sturheit da gebraucht, wo sie am Platze ist. Hat er nicht 1817 noch einmal 95 Thesen zur Klarstellung des biblischen Glaubens und der lutherischen Lehre gegen einen menschlichen Vernunftglauben veröffentlicht? Der Pastor und Propst Claus Harms von St. Nikolai in Kiel hat so gepredigt, daß die Bauern von weit her zu ihm fuhren und auch die Studenten der Universität seine Kirche füllten.

Während dieser Mann mit den scharfen Waffen des Geistes kämpfte und die Blicke vieler Gläubiger Deutschlands auf sich lenkte, hatte Gott schon einen anderen Mann bereit, der weit über den Norden hinaus ganz Deutschland zu neuer missionarischer Tat aufrief: Johann Hinrich Wichern. Die Not der Jugend trieb ihn dazu, in das Rauhe Haus zu ziehen. Jahrelang hat er von hier aus mit großem Weitblick sein deutsches Volk aufgerufen zur Erneuerung und Wiederherstellung des christlichen Familienlebens. Arbeit, Eigentum und ständische Gliederung – das sollte alles erneuert werden im Lichte der Schrift. Deutschland brauchte eine christliche Handwerkerbewegung. Mit letztem Einsatz rief er die Kirche und den Staat zur Hilfe in den sozialen Nöten auf, damit der Kommunismus nicht über Deutschland hereinbräche. Wieviel christliche Anstalten und Liebeswerke der inneren Mission sind auf seine Anregung hin entstanden. Er hat sich im Dienst verzehrt.

Zwei Punkte im Osten und Westen Schleswig-Holsteins, beide hoch im Norden gelegen, dürfen nicht übergangen werden: Flens-[59]burg und Breklum. Viele Diakonissen hat Pastor Wacker aus Flensburg zum Dienst in den Gemeinden eingesegnet. Wieviel Sterbenden sind diese Diakonissen zum Segen gewesen?! Haben nicht viele in Schleswig-Holstein in Wackers Heilslehre das feste, knochige Rückgrat des christlichen Glaubens erkennen dürfen? Pastor Wacker hat viel bedeutet zusammen mit der Flensburger Konferenz für die Erneuerung des Pastorenstandes in der Nordmark.

Nun wenden wir uns nach dem Ort an der Westküste, nach Breklum. Wir besuchen den Ort, an dem Pastor Christian Jensen die Breklumer Heidenmissionsanstalt gegründet hat. Es ist Missionsfest. Tausende sind zusammengeströmt, und der Besucher fühlt den starken Zug echter und warmer Glaubensfreudigkeit. Und wenn er die Namen auf den großen Personenwagen liest, die die Menschen zusammengeführt haben, erfährt er von vielen Orten hin und her im Lande, wo das christliche Gemeindeleben so stark ist, daß es seine Abgesandten zu dieser Zusammenkunft entsendet.

Christian Jensens Lebenswerk, die Breklumer Mission, geht 1936 in das siebente Jahrzehnt hinein. Sie liegt nicht müde im Sterben darnieder, sie darf immer neue Zeugen Christi aussenden. Aus den Pfennigen und Groschen der christlichen Gemeinden unserer Nordmark allein lebt dieses Werk.

Ist es wahr, was Gustav Frenssen sagt, seit 200 Jahren seien nur noch sterbende Gemeinden in der Nordmark?

In wenigen Stunden geht es hinüber nach Nordschleswig. Dänischer Buß- und Betttag ist dort heute. Von allen Seiten kommen sie zum Deutschen Missionsfest gefahren. Hier wird das

Wort Gustav Frenssens Lügen gestraft. Hier ist eine lebendige Gemeinde. Hier ist Tischgebet und Hausandacht eine Selbstverständlichkeit. Wieviel lebendiger war das noch vor wenigen Jahrzehnten in den Dörfern Nordschleswigs, als die Erweckungsbewegung wie ein Sturm durch das Land fuhr! Hier war am Ende des letzten Jahrhunderts und auch noch Anfang dieses Jahrhunderts eine tiefgreifende, das Leben bestimmende Erweckung.

Aus dem nördlichen Schleswig herunter nach Holstein! Um Kellinghusen und Brokstedt herum liegen Bauerndörfer, die seit 50 und mehr Jahren auf der Bauerndiele Missionsfest feiern. Zwei Soldaten aus der Lüneburger Heide waren vor seinem halben Jahrhundert dort einmal im Quartier. Sie fragten ihre Wirtsleute, ob es hier auch „Heilige“ gäbe. Die gab es. Seitdem ist die Verbindung mit Hermannsburg bis heute hin erhalten geblieben.

Ein unvergeßlicher Tag aus dem letzten Jahr! Die schweren Erntewagen fahren vollbeladen auf den Landstraßen. Es ist mit dem Auto kaum voranzukommen. Heiß brennt die Sonne herunter. Mitten in der Ernte aber feiern sie da in einem Dorf Missionsfest. Ob [60] Gemeindemitglieder kommen? Die ganze Bauerndiele war voll. Und die Höfe da unten sind wahrlich nicht klein. Gott wird uns schon unsere Ernte gut einbringen lassen, sagte ein alter Bauer, als ihm entgegengehalten wurde: Was soll das, mitten in der Erntezeit Missionsfest halten? Hier lebt ein Bauerntum, das an biblischer Botschaft und lutherischer Lehre von Generation zu Generation festhält.

Wir wandern durch unser schönes Land. Wir fahren Pfingsten durch Dithmarschen. Da sammeln sich Menschen zu Evangelisations- und Missionsfesten. Auch in Angeln finden wir auf manchen Dörfern kleine Kreise, die einander im Glauben und der Verantwortung für ein kommendes Geschlecht durch die Bibel stärken. Dies Gemeinschaftsbewegung hat in, neben und mit der Kirche auch in Schleswig-Holstein gearbeitet. Und nicht vergeblich! Als viele in der Kirche dem Liberalismus verfielen, der wie bei Gustav Frenssen zwangsläufig in der Glaubenslosigkeit enden muß, hat die Gemeinschaftsbewegung in der Nordmark die Fahne des Kreuzes hochgehalten. Vereine für innere Mission wurden ins Leben gerufen. Sie haben in aller Stille, ohne viel Propaganda, in Schleswig-Holstein einen entscheidenden Dienst getan.

Wer waren die Träger dieses Dienstes? Die Stillen im Lande! Männer und Frauen aus dem Volke gingen hier selbst an die Arbeit. Der Sattlermeister Voß in Uetersen erlebte an dem Sterbebett einer achtzigjährigen Frau, daß sie geistlich völlig unwissend und ohne jede Verbindung mit dem Pastor war. Das wurde für ihn der Anlaß, mit anderen Männern Hausbesuche, Besuche an Krankenbetten, Fahrten durchs Land, auf denen in Häusern gepredigt wurde, zu unternehmen. Der Schuster Sommer in Husum und der Schmied Lohse in Sörup fuhren durchs Land und riefen Schleswig-Holstein zur klaren Entscheidung auf: für oder wider Christus. Böle Bonken fuhr über die Halligen, suchte die Nordseebäder auf, und der Breklumer Volkskalender kam durch ihn in viele Häuser. Und neben diesen viele andere. Sie können nicht alle bei Namen genannt werden. Sie wollen das auch nicht. Sie sind die Stillen im Lande. Aber ihre Namen sind dem bekannt, der in das Verborgene sieht.

Ist es wahr, was Gustav Frenssen sagt, seit 200 Jahren seien hier nur noch sterbende christliche Gemeinden? Nein! Die Geschichte zeigt uns ein anderes Bild.

Und neben die Geschichte tritt das Leben von heute. Dies Leben selbst soll es bezeugen, was, mit Gustav Frenssen gesprochen, im Wirbelwind der letzten Jahre wach geworden ist.

Die Kirche hat bekannt.

Das ist das erste. Wir gehen in eine der großen Städte des Landes. Wir haben Glück. Wir erleben, daß zum erstenmal seit Menschengedenken und wohl überhaupt zum erstenmal, es geschieht anlässlich einer Tagung der [61] Bekennenden Kirche, die große Marktkirche wegen Überfüllung gesperrt und auch noch eine andere Kirche mitgefüllt wird. Und das im unkirch-

lichen Schleswig-Holstein! Wir lassen uns berichten: Ja, schwach besuchte Gottesdienste hin und her im Lande, aber auch ein fester sich zusammenschließendes Gemeindeleben mit spürbar wachsenden Zahlen von Besuchern bei Gottesdiensten und sonstigen Versammlungen. Wir verlassen die größere Stadt. Eine Kleinstadt wird besucht. Es wird gerade eine Evangelisationswoche abgehalten, und wir erfahren: Solche Versammlungen wurden vor einigen Jahren, wenn es gut ging, von etwa 50 Personen besucht. Jetzt steigt der Besuch auf über 200. Eine Mittelstadt. Die Hauerbewegung hat hineingegriffen. Ein Gegenvortrag in der Kirche: 6000 Einwohner mit etwas Umgebung, 1800 Menschen singen stehend: „Ein feste Burg ist unser Gott!“

Es war im März 1935 auf unserem Dorf. Die Gemeinde spürt, worum es geht. Die Pastoren stehen am Ausgang. Jedem der vielen Kirchgänger geben sie die Hand. Die ganze Gemeinde ist wieder da an den kommenden drei Sonntagen. Tausend sind es, die Sonntag für Sonntag die Kirche füllen, weshalb? Sie wollen es deutlich bezeugen, daß sie und ihre Kinder nicht heidnisch werden sollen, sondern daß ihr Platz unter dem Kreuz in der Kirche ist, von dem auf dem Rundbogen vor dem Altarraum steht: „Es ist das Kreuz von Golgatha Heimat für Heimatlose.“ Auch Gustav Frenssen ist dieses Geschehen der letzten Jahre nicht verborgen geblieben. Die Kirche der Nordmark hat im Kampf ihren Glauben bekannt, das ist die Freude derer, die das miterleben durften.

Einsame Pastoren wurden Brüder im Dienst.

Das ist das zweite. Es gab in unserer Nordmark manche Kreise, die im brüderlichen Dienst verbunden waren. Aber viele saßen einsam und litten unter der großen Not, allein den schweren Dienst tun zu müssen. Das ist das Geschenk der letzten Jahre, daß eine Bruderschaft unter den Pastoren der Nordmark durch den Dienst des Evangeliums heranzuwachsen anfing. Es fängt erst an; man sollte es lieber nicht zerreden und keine großen Worte davon machen. Aber ein wenig hat sich die Bruderschaft bewährt, wenn in hunderten von Volksmissionsveranstaltungen durch das ganze Land hin Brüder sich freudig rufen ließen zum Dienst der Verkündigung. Über diesem Dienst steht das Wort der Verheißung: Sein Wort kommt nicht leer zurück.

Zur Wortverkündigung tritt die Schriftmission. Aus allen Gegenden der Nordmark, ja auch von anderswo her, sind Briefe gekommen. Sie sind ein Echo auf die Fülle von Schriften, die im Laufe des letzten Winters in der Arbeit der Volksmission versandt worden sind. Gerade weil sie von großenteils ganz unbekannten Männern und Frauen unaufgefordert kamen, können sie vielen in der Nordmark heute eine Stärkung sein. Der Ruf: Tut Buße, [62] sammelt euch um Kreuz und Altar, ist nicht vergeblich ergangen. Er hat ein Echo gefunden.

Nur ein paar Zeilen aus all den vielen Briefen.

Da sucht ein Arzt für seine Kinder lebendige Katechismus-Erläuterungen, angeregt durch eine der kleinen Schriften.

Ein bayrischer katholischer Pfarrer grüßt den „verehrten Herrn Mitbruder von der anderen Fakultät“. Die konfessionelle Spaltung ist nicht die existenzielle Not unseres Volkes, sondern der Angriffs des neuen Heidentums auf alle, die den Namen Jesu Christi bekennen. Aus Afrika schreibt die Leserin einer Schrift: „So wie man früher in Deutschland den Verehrern des Kommunismus eine Kur in Russland empfahl, so möchte ich, daß jeder, der jetzt für das neue Heidentum in Deutschland eintritt, zwangswise das alte Heidentum hier an der Quelle studieren müßte. Er würde diesen heillosen Unsinn des neuen Heidentums erkennen.“

Ein Bauer aus dem Westen schreibt:

„Obgleich die letzten Zeiten der Not nicht die schlechtesten sind, denn ‚Not lehrt beten‘, so wollen wir doch zu Gott flehen, daß er uns nicht in ein Lager von Bunzelwitz führt. Deutsch-

land kann nämlich nur ein Bollwerk gegen den Bolschewismus sein, wenn es ein entschieden christliches Volk ist.“

Ein Bauer aus der Heide schreibt:

„Wir stehen vor dem Scheidepunkt, wo sich Licht und Finsternis voneinander scheiden und wo Glaube und Unglaube miteinander kämpfen, wo der Teufel es meisterhaft fertig bringt, ihnen eine Religion fertig zu machen, wo das Kreuz von Golgatha und das Sakrament des Altars in den Hintergrund tritt. Aber sollen wir hierzu schweigen? Ich bin Soldat gewesen, aber wollen wir auch nicht in diesem Kampf uns als Kriegsmann zeigen, wo wir gegen den Unglauben, Halbglauben und Weltanschauung als Kriegsmann zu Felde ziehen und dem alten Adam noch einen derben Lanzenstoß geben, so daß er zu Boden fliegt, denn der Heerführer da droben sitzt noch immer an der Spitze und führt das Regiment, und wir wollen als tapfere Soldaten hinter unserem Heerführer stehen und weiter kämpfen als Streiter Jesu Christi.“

Ein Schriftsteller schreibt mit deutschem und landsmännisch friesischem Gruß:

„Ich habe mir Frenssens Buch kommen lassen. Ich sah hinein und bin doch wirklich erstaunt, daß unser berühmter Landsmann jetzt dort steht. Es liegt kein Grund vor, wie mir scheint, an dem Ernst seiner Überzeugung zu zweifeln, es ist eben ein ‚flammendes Zeichen der Zeit‘, das anzeigt, welche Stunde in der Nacht geschlagen hat. Mein Herz schlägt mit meinen christusgläubigen Landsleuten. Es gibt ein Mittel, das auch ich zur Bezeugung meiner Seelenteilnahme anwenden kann, – es ist zugleich das letzte und [63] versagt nie, – das Gebet. Mir scheint, daß es das erste und letzte Kampfmittel ist, von dem alle Christusgläubigen jetzt ernsteren Gebrauch als je machen müssen. Was dort oben zur Bekräftigung und Verteidigung des Glaubens an unseren Erlöser geschehen kann und sollte, kann ich nicht übersehen. ‚Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche‘ – dies alte Kirchenvaterwort gilt natürlich heute mehr denn je. Es wird Bekenntnis, es wird Zeugnis bis aufs Blut gefordert. Gott stehe Ihnen und allen Christusgetreuen in der lieben Heimat bei.“

Eine Frau hat sich persönlich an Mathilde Ludendorff gewandt. Sie schreibt unter dem Eindruck einer Schrift:

„Tief erschüttert habe ich es gelesen. Immer wieder hört meine Seele das Wort: ‚Geht Jesus Christus fort aus Schleswig-Holstein?‘ Ja, man möchte fast überall umher fragen, geht Er überhaupt fort aus der Welt? Es ist ja beängstigend, wenn wir in der sogenannten christlichen Welt Umschau halten, Unglaube, Gotteshaß in stärkerer oder milderer Form!“

Ein Student schickt folgendes Abendmahlsgedicht ein, das er, durch eine Abendmahlsschrift veranlaßt, gedichtet hat:

1. Hoch die Herzen, ihr Gläubigen Gottes!
Seht, der König tritt selber herein,
Beugt die Knie vor ihm am Altare:
Christus kommt! in dem Brot und dem Wein.
Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!
Hosianna in der Höhe!
2. Heiliger Gott, majestätischer König,
Hochwillkommen im irdischen Haus!
Aus Verdammnis und ewigem Tode
Rufst du gnädig ein Volk dir heraus,
Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!
Hosianna in der Höhe!
3. Segnend reichst du dich selber im Mahle,
Schaffst uns neu und vergibst uns die Schuld,

Rufst uns auf zur Gefolgschaft der Treue,
 Schenkst uns königlich ewige Huld.
 Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!
 Hosanna in der Höhe!

4. Feste Burg in den Kämpfen auf Erden,
 Du allein bist uns sicherer Schutz
 Vor den feurigen Pfeilen des Satans,
 Bleib uns ewiglich Zuflucht und Trutz!
 Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!
 Hosanna in der Höhe! [64]
5. Lebenslang in den Vorhöfen Gottes
 Speist du, König, uns alle zugleich,
 Bis mit Kronen und weißen Gewändern
 Du uns schmückest im himmlischen Reich.
 Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!
 Hosanna in der Höhe!

Soweit ein paar Auszüge aus den Briefen. Der missionierende Dienst in der Nordmark darf weiter geschehen. Er wird ausgerichtet im Gehorsam gegen den Befehl unseres Herrn.

Die Jugend der Kirche sammelt sich unter dem Wort.

Das ist das dritte. Die evangelischen Ferienlager waren teilweise überfüllt. An den großen Treffen der Jugend nahmen in den letzten Jahren hier in der Nordmark eine wachsende Zahl junger Männer und Mädchen teil. Diese Jugend steht nicht abseits von dem großen Geschehen unserer Tage. Sie weiß aber als christliche Jugend auch, daß ihr Platz da ist, wo Gustav Frenssen sie nicht stehen haben will, unter dem Kreuz Jesu Christi. Mehr Konfirmandenlager als sonst haben in unserer Nordmark stattgefunden, um die Jugend für die Konfirmation vorzubereiten. Studenten haben sich zur Andacht, zum Dienst und zur theologischen Besinnung untereinander zu einem festen Kreis in der Nordmark zusammengeschlossen. Studenten, Vikare und Hilfsgeistliche sind durch Angeln und Schwansen, durch Eiderstedt und durch die Propstei Rendsburg gezogen. Sie haben die Kinder gesammelt um das Wort, sie haben Besuche gemacht von Haus zu Haus, sie haben in Gottesdiensten und Bibelstunden der Gemeinde die Botschaft der Bibel bezeugt.

Ist es wahr – wir müssen noch einmal so fragen –, was Gustav Frenssen sagt?

Was sagt er von der Jugend?

„Wo steht die Jugend dieser Nordmark? Ihr wißt es alle: Sie kniet nicht mehr unter dem Kreuz Jesu Christi.“ Die Jugend gehört nicht mehr dem Herrn Christus, so sagt wenigstens Frenssen; darum gehört der Kirche heute nicht mehr die Zukunft.

Was sagt er von dem Bauer und dem Arbeiter?

„Wo sind die Bauern und Arbeiter der Nordmark? ... Sie sind nicht da.“ Sie fehlen in der Kirche. Der Arbeiter geht nicht zur Kirche in der Nordmark. Der Bauer macht sich nicht auf den Weg zum Gotteshaus. So sagt Frenssen.

Was sagt er von der deutschen Mutter?

„Und wo ist in der Nordmark die deutsche Mutter?“ Alle Mütter in Schleswig-Holstein müssen das hören, was Frenssen von [65] ihnen sagt; und was sagt Frenssen von der deutschen Mutter? Er sagt: „Sie betet nicht zum Welterlöser Christus.“ Gibt es in der Nordmark wirklich keine Mütter mehr, die mit ihren Kindern beten:

„Hab sich Unrecht heut getan,
Sieh es lieber Gott nicht an.
Deine Gnad und Jesu Blut
Machen allen Schaden gut.“

Das kann ja gar nicht wahr sein, was Frenssen sagt. Ist nicht doch noch Gemeinde da? Gewiß, das will Frenssen gar nicht leugnen. Aber was ist das für eine Gemeinde? „Ein Häuflein, das in Bedenken und Zweifeln anhört, was da verkündet wird.“ So sieht Gustav Frenssen die glaubende Gemeinde der Nordmark. Sie ist ihm nur noch „eine kleine Seltsamkeit“. Sie kann vorgezeigt werden wie ein seltsames Museumstück, das nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist. So sagt Frenssen. Aber die Wirklichkeit?

Gibt es heute nur noch sterbende christliche Gemeinden in der Nordmark? Ist das so? Nein! Wir sahen es. Es ist im Wirbelwind der letzten Jahre vieles wach geworden. Gott gehört die Ehre, Ihm gebührt der Dank.

In der Geschichte unserer Nordmark und im Leben der Kirche von heute sind diese Zeichen echter, lebendiger, glaubender Gemeinde da. Wir beugen uns – andere Blätter dieses Buches bezeugen es – tief unter das, was Frenssen uns mit Recht vorhält. Aber wir fragen ihn doch noch einmal, wie er dazu kommt, 1933 ein Bild der Kirche zu zeichnen, das er heute, drei Jahre später, völlig anders sieht. Ist es in den drei Jahren so radikal schlechter geworden? Nein, umgekehrt! Die Kirche wird wach. Aber warum sieht Frenssen das nicht? Er muß um der Tendenz willen an der Wirklichkeit vorbeisehen. Da liegt der Grund.

Wir wollen beides sehen, Licht und Schatten. Vor einigen Jahren gab ein Schwede sein Urteil über den Stand des kirchlich-christlichen Lebens in Deutschland ab. Dieser Mann sang ein so hohes Lied von dem sich in der Kirche Deutschlands regenden Leben, daß der deutsche Leser staunen mußte. Und doch war der Schwede offenkundig überzeugt, die Wirklichkeit, die er gesehen hatte, wiederzugeben. Die Erklärung? Christliches Leben in Deutschland kennen zu lernen, war er ausgezogen. Und er war dann von einer Hand in die andere weitergegeben worden, von einer Zusammenkunft und Feier zur anderen. Die Brennpunkte christlich-kirchlichen Lebens in Deutschland hatte er kennen gelernt. Davon berichtete er nun seinen Landsleuten. [66]

Ein anderer und anders eingestellter Schwede aber hätte zur selben Zeit sehr wohl auch Deutschland durchforschen können mit dem Erfolg, daß er einen völlig anders lautenden Bericht gegeben hätte. Ebenso ließe es sich aber denken, daß unser erster schwedischer Freund heute durch unser schleswig-holsteinisches Heimatland besonders so umhergeführt werden könnte, daß er hernach meinen würde, von allerlei nicht ganz geringem oder gar blühendem kirchlich-christlichem Leben berichten zu können. Wir wollen unser Land, wie es heute wirklich ist, sehen mit den Augen der Liebe. Wir wollen die Schatten sehen, aber auch das Licht.

Frenssen sagt uns, wir seien seit Generationen keine Christen mehr. „Und wenn Du, der Du dieses liest, zu den fünfundneunzig von hundert gehörst, zu denen, die nie oder selten in die Kirche kommen, was bedeutet das? Es bedeutet, daß schon Dein Urgroßvater vom christlichen Glauben abgefallen war, nach ihm die beiden folgenden Geschlechter, und daß auch Du, dies Geschlecht vom Jahr neunzehnhundertsechsunddreißig nach der Geburt Jesu von Nazareth, den Heiland als einen Abgesetzten und Abgetanen hältst und behandelst. Mit klaren Worten, daß Du kein Christ mehr bist.“

Die Friesen und Dithmarscher, die Angeliter und Kieler, die Lauenburger und Nordschleswiger, – alle sind durch Frenssens Buch vor die Entscheidung gestellt. Wir wollen ihm die Antwort nicht schuldig bleiben, sondern uns klar zu dem gekreuzigten und auferstandenen Christus bekennen.

Ach, Ihr paar – sagt vielleicht Gustav Frenssen. Und wenn wir nur einige wären, es kommt nicht auf die Zahl an. Echtes Leben läßt sich nie durchs Prozentzahlen ausdrücken und nach Prozenten messen. Am wenigsten echtes Glaubensleben. Die Verheißung des Sieges hat nach Gottes Wort die „kleine Herde“. Ihr gehört der letzte und endgültige Sieg. Sie stirbt nie. Sie lebt in Ewigkeit, weil ihr Herr, der auferstandene Christus, ewig lebt. [67]

Johannes Drews: Der Pastor in Hemme schreibt

Wir erneuern gerade in diesen Wochen das Innere unserer alten Geschlechterkirche, in der Frenssen einst zehn Jahre hindurch das Evangelium verkündigt hat. Die Bedeutung dieser Kirche für die Landschaft liegt darin, daß sie viele Geschlechterwappen enthält. Wir wissen darum und verwenden besondere Sorgfalt auf die Ausschmückung dieser Wappen. Wenn diese Wappen die einzigen Symbole dieses Gotteshauses wären, so würde wohl Frenssen auch heute noch gern darin die neueste Fassung seines Glaubens verkündigen. Aber alle diese Geschlechterwappen werden überragt von dem Altarblatt und stehen unter dem großen Kreuz. Die Wappen der alten Dithmarscher Geschlechter sind Symbole der Kraft und der Heldenhaftigkeit. Aber diese Symbole zeugen zugleich von Menschen, die Schuld und Not genug erfahren haben, von Menschen, die mit all ihrer Kraft und Tüchtigkeit doch auch Anteil hatten an der Vergänglichkeit. Und darum muß in dieser Kirche wie in allen Kirchen weiter das Kreuz verkündigt werden als das Zeichen der Erlösung, als das Richtzeichen unseres Lebens und als das Siegeszeichen angesichts des Todes. Wir erbitten uns wahrhaftig nichts sehnlicher als dies, daß unserer Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen eine Erneuerung geschenkt würde, daß einmal wirklich lebendige Gemeinde da sein möge. Wir erbitten das nicht wegen Gott, Er ist nicht auf uns angewiesen, wir bitten darum um der Menschen willen, die diese Kraft von oben brauchen.

Ob dieser Wunsch einmal erfüllt wird, wissen wir nicht. Wir müssen weiter den Dienst der Verkündigung tun. Aber Frenssens Buch möge uns dies zeigen, daß es gar nicht unsere erste Aufgabe ist, in der Abwehr gegen das zu stehen, was da gegen das Christentum gesagt wird. Wir sind vielmehr gefordert, Zeugnis abzulegen von dem, was wir empfangen haben. Frenssen „frischt uralte Märchen auf und murmelt uralte Träume“. Mag er es tun. „Ein Prophet, der Träume hat, predige Träume.“ Wir stehen unter der Forderung Gottes: „Wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht.“ [68]

Johannes Tonnesen: Was der Norden sagt!

Ich habe ein Recht zu fragen: Gehört meine verlorene Heimat Nordschleswig nicht zur Nordmark? Denn alles, aber auch alles, was Frenssen schreibt, ist für Nordschleswig falsch. Und nicht bloß falsch, sondern unverantwortlich. Ich kann Frenssen versichern, daß sich Nordschleswig nicht zu einer Nordmark bekennt, die für das Volksempfinden bei Deutschen wie Dänen eine „Nordmark des Unglaubens“ wäre. Ich kann Frenssen weiter versichern, daß der gesamte skandinavische Norden sein Buch „Der Glaube der Nordmark“ werten wird als eine Bestätigung dafür, daß die Teilung Schleswigs nach dem Versailler Diktat eben doch die rechte Grenze gezogen hat, eine Grenze, an der sich zwei Welten grundverschiedenster Wesensart scheiden. Wenn das Wort von der Völkerbrücke wahr ist, dann hat Frenssen diese Brücke abgebrochen und unserem Lande einen Platz angewiesen, der seiner Sendung als Nordmark schwersten Schaden bereitet! Er hat uns gegen den Norden abgeriegelt! Das überlege man sich einmal in seinen Folgen für die deutsche Minderheit! Das christliche Wesen wird aus unserem schleswig-holsteinischen Volkstum verschwinden, prophezeit Frenssen. Er wünscht das. Darum muß es nach Frenssens Denken – denn auch so kommen. An sich nehmen wir solche Prophezeiungen nicht gerade sehr ernst. Denn Frenssen hat früher Prophezei-

ungen gewagt, an die er heute wohl nicht gerne erinnert sein möchte. Aber ich darf als deutscher Nordschleswiger eine Voraussage wagen, die lange nicht so gewagt ist wie die Frenssensche, nämlich daß die deutsche Minderheit die Prophezeiung des Nordmarkdichters für ihr Volkstum Lügen strafen wird. Die deutsche Minderheit verliert ihren Glauben nicht, auch wenn das einträte, was Frenssen für das Mutterland Schleswig-Holstein wünscht. Sie geriete aber in Gefahr, ein anderes zu verlieren, nämlich das Bewusstsein ihrer volkstumsmäßigen Einheit mit diesem Mutterlande. Ich bin nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, daß meine Landsleute diese Kraftprobe bestehen würden, weil solche mit religiösem Sondergepräge ausgestatteten Volksgemeinschaften eine unüberwindliche Zähigkeit in sich tragen. Aber ihre Sendung als deutscher Vortrupp in der deutsch-nordischen Auseinandersetzung wäre aufs höchste gefährdet, denn sie müßte ja ihre Sonderart nicht nur gegen den Norden, [69] sondern auch gegen den Süden verteidigen. Oder meint Frenssen etwa, daß das Luthertum unserer nordschleswigschen Heimat nur eine das eigentliche Volkstum nicht berührende Angelegenheit des Privatlebens wäre?

Aber – reden wir über das „Heute“ mit Frenssen!

Ein deutscher Dichter von Ruf macht sich zum Propheten des Gedankens, daß Schleswig-Holstein die Nordmark des Unglaubens werde. Das geschieht jetzt im Ausbruch der Nation und in seiner Zeit der Selbstbesinnung auf ureigenste Lebenskräfte, die als nordisch erkannt sind. Da horcht der Norden jenseits unserer Grenzen auf. Aber da dürfte es auch einem Deutschen, der nicht zufällig, sondern blutsmäßig wie wenige mit den Kämpfen und Schicksalen dieser Nordmark verbunden ist, doch wohl gestattet sein, den Dichter Frenssen zu fragen: Hast Du Dir niemals Gedanken gemacht über die Vorgänge im Grenzlande 1920, die zu der für unsere Geschichte unfaßbaren Teilung Schleswigs führten? Ist es Dir unbekannt, daß dieses Geschehnis nur zu verstehen ist als ein Sieg eines in der nordischen Renaissance des vergangenen Jahrhunderts zu nordischem Selbstbewußtsein erweckten Volkstums über ein noch schlafendes Volkstum, das keine solche Erweckung erlebt hatte? Wir haben als Schleswig-Holsteiner, wenn das Wort „Nordmark“ für uns nicht jenen ausgehöhlten Sinn hat, den der nationale Liberalismus ihm gab und der deswegen an unserer Nordgrenze vom volkhaft durchbluteten Nationalismus besiegt wurde, vor unserem deutschen Volke eine ganz große Verantwortung. Von uns hat das deutsche Volk das Recht zu fordern, daß wir wissen, was im Norden vor sich gegangen ist und vor sich geht.

Wenn auch Frau Mathilde Ludendorff von alledem nichts weiß, so ist es nicht zu viel verlangt, daß ein Dichter aus der Nordmark wie Frenssen uns als Deutsche nicht der Blamage aussetzt, daß der Norden uns auf sein Buch hin sagt: „Es ist uns sehr interessant, daß Ihr Euch jetzt auf Eure nordische Art besinnt. Ihr tut das genau hundert Jahre nach uns, aber das schadet nichts, – denn was sind hundert Jahre! – wenn nur „etwas Gesundes und Starkes dabei herauskommt. Aber eins muß uns doch seltsam vorkommen: Frenssen macht sich die Frage, auf die es ankommt, nämlich die vom Verhältnis von Volkstum und Christentum, sehr leicht, nach unserer Erfahrung allzu leicht. Es schmeckt zu sehr nach Aufklärung. Als bei uns die Frage lebendig wurde, hatten wir an unseren Universitäten Theologieprofessoren, die ein ungefähr ebenso zurechtgestutztes Christentum lehrten, wie es sich Frenssen zurechtlegte, als er vor 30 Jahren seinen Roman „Hilligenlei“ schrieb. Und wir können bezeugen, daß dieses dünnflüssige Christentum damals auch auf vielen Kanzeln gelehrt wurde. Nur ist es bei uns im Norden [70] nicht so gegangen, wie es Frenssen ergangen ist, daß dieses dünnflüssige Christentum der erste Schritt war, um das Christentum allmählich ganz abzustoßen, weil es uns für unsere nordische Art eben zu dünnflüssig und kümmerlich war. Es ist uns vielmehr ganz anders gegangen. Da kam ein Mann, der Grundtvig hieß! Es wäre kein Schade, wenn Frenssen sich in seinem Theologenleben darum bemüht hätte, einmal zu studieren, was dieser merkwürdige Mann über das nordische Wesen zu sagen hat. Das hatte er nämlich nicht bei Gelehrten oder Philosophen gefunden, sondern dort, wo es lebendig ist, in unserer Geschichte.

Dieser Grundtvig hat schon zu einer Zeit in seinem Leben, wo er eigentlich noch kein Christ war, eine Schandwut auf diese Christentumsverfälscher seiner nordischen Heimat. Es war, als wenn einer unserer Altvordern in ihm auferstanden wäre, um Einspruch dagegen zu erheben, daß sie als nordische Menschen sich hätten übertölpeln lassen, als sie ein so kümmerliches Gebilde, wie es dieses zurechtgemachte Aufklärungschristentum ist, übernommen hätten unter Preisgabe ihrer eigenen Frommheit. Grundtvig hat als nordischer Mensch die Ehre seiner Ahnen vertreten, als er – noch selbst kein Christ – gegen das verdünnte Christentum Sturm lief. Er ahnte, daß das echte Christentum etwas Übergewaltiges sei. Das hat ihm einfach keine Ruhe gelassen. Und das ist es, was wir an Frenssen und seinen Gesinnungsgenossen nicht begreifen, daß sie den Ernst der Frage nach dem echten Wesen des Christentums anscheinend gar nicht sehen.

Wir nordmärkischen Christen staunen darüber, daß Frenssen keine Ahnung davon hat, wie die nordisch-germanische Renaissance vor hundert Jahren damit von vorneherein eine eigentümliche Tiefe bekam, daß sie der Frage nach dem Wesen des Christentums wirklich in tiefster innerer Beunruhigung auf den Grund ging. Von dieser Beunruhigung ist in keiner Zeile des Frenssenschen Buches etwas zu spüren.

Es ist aber in der nordischen Renaissance noch mehr gewonnen worden, was ein Nordmarkdichter wohl wissen könnte und eigentlich wohl wissen müßte. Der Norden hat sich nicht einsaugen lassen in den Käfig, in dem Frenssen sitzt und sich und anderen einbildet, dieser Käfig sei die ganze Welt, außerhalb deren es nichts mehr gibt. Anders ausgedrückt: Für den Norden ist es unfaßbar, wie man den Menschen, sei es als Einzelwesen, sei es als volks- und rassemäßig gebundenes Wesen zum Maß aller Dinge machen kann.

Wir glauben nicht, daß der Mensch selbst bestimmen und darüber verfügen kann, wer er sei und wer darum Gott sein müsse. Darum erscheint uns das doch allzu bequem, über Gott, den Vater Jesu Christi, befinden zu wollen, weil er nach unserem Urteil unserem Wesen und unserer Art nicht entspricht. Warum soll Gott gerade so sein, wie er uns paßt? Vielleicht ist er gerade darum Gott, weil er uns ganz und gar nicht paßt? Wer hat denn darüber zu ver-[71]fügen, daß Gott nicht ein solcher sein könne, an dem wir Menschen uns ärgern und wundreiben? Muß Gott denn in unsere Weltanschauung und in unsere Gefühle ohne Rest aufgehen, wie ein Rechenstück in der Grundschule? Warum soll es gerade so sein, daß Gott nur Gott sein darf, wenn er unsere Ansprüche an eine Gottheit befriedigt? Warum kann es nicht umgekehrt sein, daß der Mensch nur Mensch sein kann, wenn er die Ansprüche Gottes erfüllt? Wie kommt man überhaupt dazu zu behaupten, an einen innerweltlichen und innermenschlichen Gott zu glauben sei nordisch, aber an einen außerweltlichen und außermenschlichen Gott zu glauben sei unnordisch. Diese Entscheidung hat mit nordisch oder nicht-nordisch nicht das Geringste zu tun. –

Sie fällt in einem völlig anderen Zusammenhang. Jedenfalls ist es uns gleichgültig, ob man unserem Volkstum die Echtheit des nordischen Wesens abspricht, weil der außerweltliche Gott eine solche Gewalt über unser Volkstum bekam, daß Volkstum und Christentum schlechterdings nicht voneinander zu trennen sind. Wir sagen nicht, daß solche Trennung nicht möglich wäre. Wir hüten uns wohl zu sagen, daß das Christentum unzertrennlich mit unserer Art verwachsen ist. Wir könnten freilich vieles darüber sagen, wie das Christentum in unsere Volksordnung eingegangen ist und sie vor Zersetzung bewahrt hat. Aber das ist nicht das Entscheidende. Grundtvig hat uns das gelehrt, was Müller van den Bruck meint, wenn er davon spricht, daß wir lernen müssen, in Gegensätzen zu denken. Grundtvig wußte, daß das Christentum an jedes Volkstum und an jede Rasse einen Anspruch stellt, der sich niemals einfach mit ihren Ansprüchen deckt und darum niemals unwidersprochen bleibt. Er wußte von einer Botschaft Christi an jedes Volkstum und an jede Rasse, die immer herausfordernd und aufreizend bleibt. Wenn wir also unser Volkstum danach messen wollten, wieweit das Christentum in dasselbe eingedrungen ist, kämen wir vielleicht zu ähnlichen Ergebnissen wie

Frenssen. Was wir feststellen, ist aber dieses, daß Christus und in ihm der außerweltliche und außermenschliche Gott unserem Volkstum so gegenübersteht, daß wir in hundert Jahren der nordischen Renaissance weder aus seinem Anspruch noch seiner Botschaft entlassen worden sind. Das ist jedenfalls eine Feststellung, die besagt, daß es nordisches Volkstum gibt, das nicht so flink bei der Hand ist, das Christentum abzutun, wie es uns Frenssen glauben machen will.

Und hier ist nun ein zweiter Punkt, wo das Erstaunen des Nordens über unserem Nordmarkdichter sich äußert: So wenig soll Luther für nordische Art bedeuten, wie es bei Frenssen der Fall zu sein scheint? Frenssen scheint zu den seltsamen Zeitgenossen zu gehören, die Luther mit Lessing verwechseln und ihn werten als seinen Vorläufer dieses Aufklärers! Das ist ja das typisch liberale [72] Denken, das mit Luther nichts anzufangen weiß, weil er in das Denkschema nicht hineinpaßt und das darum der Frage nach dem Inhalt der Reformation ausweicht. Das läßt Euch mit allem Ernst sagen: Wir Nordischen sehen keinen Weg zu Deutschland über Lessing, wohl aber über Luther. Es gibt keinen Deutschen, der für uns so viel bedeutet und der uns so aufgewühlt hat wie Luther. Wir können nicht los davon, daß Gott uns als der Verbogene, Unheimliche, Unergründliche gegenübersteht, der sich uns niemals in der Weise erschließt, daß er von uns aus in eine Weltanschauung eingebaut werden kann, in der alles so klar und einfach aufgeht. Und wir können uns nun nicht einfach auf die Flucht begeben vor diesem Gott, hinein in ein verträumtes Wunschland unseres eigenen Innern. Hier meinen wir, daß allerdings eine Grenzlinie läuft zwischen nordischem und unnordischem Bewußtsein: Wer diesem Gegensatz in seiner ganzen Unerbittlichkeit nicht ins Auge zu schauen wagt, sondern sich in ein System oder eine Schau der Verharmlosung flüchtet, gehört nicht zu uns. Diesen Gegensatz hat Luther mit der Unerbittlichkeit, die vielleicht nur ein Deutscher aufbringt, geschaut, aufgerissen und durchlitten.

Wir kennen auch viele Verharmlosungen dieses Gegensatzes. Wir kennen auch den Versuch Frenssens, das Volkstum einfach zu vergöttern. Aber wir wundern uns über die Naivität, mit der er diesen Weg geht. Das vermag er nur, weil er den zweiten großen Denker der nordischen Renaissanceepoche nicht kennt, nämlich Sören Kierkegaard. Dieser scharfe Denker scheint es uns für alle Zeiten verboten zu haben, den Menschen in seiner Existenz, seiner Beziehung zu sich selbst und zur Umwelt, seinem in den Gegensatz von Leben und Tod Gestelltsein so ästhetisierend und rationalisierend zu verharmlosen. Haben Sie denn gar nicht in der Geistesgeschichte Ihres eigenen Volkes gelebt in den letzten dreißig Jahren seit Ihrem Jesusbild in Hilligenlei? Wir meinen, daß Sören Kierkegaard ein nicht Geringes dazu beigebracht hat, nicht nur mit diesem Jesusbild aufzuräumen, sondern auch mit der naiven Voraussetzungslosigkeit, mit der Sie über diese Glaubensfrage von irgendeinem Weltbilde her entscheiden!

Das nordische Volkstum hat sich für den härteren Weg entschieden, jedenfalls bis heute. Über die Zukunft können wir nur so viel sagen, daß jedenfalls Frenssens Gedankengänge nicht ausreichen, um es zu erschüttern. Deswegen wurde die nordische Renaissance gleichzeitig eine Neubesinnung auf die Reformation. Dadurch wurde sie vor der Gefahr bewahrt, sich in der Selbstzufriedenheit einschläfern zu lassen, daß die eigene Art das Maß aller Dinge sei, also auch das Maß für Gott. Darum ist in unserem Volkstum das Bewußtsein davon ganz stark lebendig, daß das Christwerden ein Geschehnis an uns sei, das wir nicht aus uns selbst entwickeln können. Darum suchen wir auch nicht die religiösen Zeichen unseres Volkstums dort, wo Frenssen sie sucht, [73] in den menschlichen Äußerungen, Betätigungen und Einstellungen auf eine uns unbekannte Welt. Für uns ist es so gekommen, daß unsere Kirche im Volkstum ihr Merkmal hat in den Sakramenten der Taufe und des Abendmahls und in dem Geschehnis des Wortes. Leider dürfen wir wohl auch nicht voraussetzen, daß Frenssen etwas davon weiß, was uns in der nordischen Renaissance durch Grundtvig für das lebendige Volkstum geschenkt worden ist an Erkenntnis über das Wesen des lebendigen Wortes als des

Erweckers alles Lebens. Da ist die Stelle, an der Grundtvig den Rationalismus zur Strecke brachte. Wort und Sakrament stehen in unserem Volkstum als Wahrzeichen Gottes, als mahnende und beunruhigende Hüter jener Wahrheit, daß zum vollen Menschentum vor Gott ein Geschehnis von Gott her notwendig ist. Das ist nun allerdings eine etwas peinliche Lage für uns, daß wir jetzt in diesem Zusammenhang Frenssen belehren müßten über Luther. Wir können nur erklären: in unserer nordischen Renaissance ist Luther für uns der größte unter allen geworden. Und wenn Ihr ihn nicht mehr im Lande der Reformation als Reformator feiern könnt, dann wenden wir ihn umso höher achten. Wir haben nichts davon gemerkt, daß durch das Luthertum irgendetwas Fremdes oder Artwidriges zu uns hereingekommen sei, vielmehr ist es so, daß wir durch unsere reformatorische Erweckung im Zusammenhang mit der nordischen Renaissance so stark zu uns selber gebracht wurden, daß weder Georg Brandes noch der Marxismus unser Volkstum zerfressen konnten. Und das konnte ja auch nicht anders sein. Denn die Bewegung, die über uns kam, hatte ihren Kern darin, daß wir so, wie wir sind, und nicht, wie wir gerne vor uns selbst nach irgendeinem Wunschtraum sein möchten, vor Gott gefordert wurden und nicht Gott vor uns.

Soweit die von uns gehörte Stimme aus dem Norden.

Es ist erschütternd, daß Frenssens Buch davon Zeugnis gibt, daß er hier völlig ahnungslos ist. Von den Spannungen, in denen Luther uns zu leben lehrte, hat sein Geist nicht einen Hauch verspürt. [74]

Paul Gerhard Johanssen: Wie wird es weitergehen?

So fragt Frenssen am Schluß seines Buches: wie wird es weitergehen? Seine Antwort darauf kümmert uns nicht.

Und doch nehmen wir Frenssens Frage auf. Nicht als Frage an die Zukunft, sondern als Frage der Stunde: Wie soll es weitergehen? Nicht erst durch Frenssens Buch kommt diese Frage auf uns zu. Die tägliche Amtssarbeit eines Pastors, die Tatsache der Entchristlichung und Entkirchlichung unserer Gemeinden zwingt immer wieder zur Besinnung, stellt unausweichlich vor allem uns Prediger des Evangeliums vor die Frage: wie weiter?

Ja – wie weiter? Die Antwort hierauf kann nicht darin bestehen, daß wir neue Theorien vom geistlichen Amt vortragen und neue Experimente für die Ausrichtung des Amtes empfehlen.

Die Gemeinde, in der ich als Pastor arbeite, liegt in der Eiderstedter Marsch. Die Entkirchlichung ist hier vielleicht noch schlimmer als in Dithmarschen: niedrigste Abendmahlsziffern, schwächster Kirchenbesuch. Mitten in der Arbeit des Tages und manchmal in stiller Stunde bei Nacht ist jene Frage lebendig geworden: wie weiter? Da haben zwei Zeugen der evangelisch-lutherischen Kirche aus dem vorigen Jahrhundert mir eine Antwort gegeben, die ich weitergehen möchte.

Der eine Zeuge ist A. F. C. Vilmar. In seinen Aufsätzen aus dem Jahre 1861 fand ich Worte, die wir gerade heute uns neu zu eignen machen wollen:

„Wir werden unter allen Umständen daran festhalten, daß es die Aufgabe des geistlichen Amtes sei, das ihm gewordene Mandat auszuführen, nicht allein unbekümmert um die Anzahl der Bekehrten, nicht allein völlig unbekümmert um den zeitlichen Erfolg, sondern auch mit dem Bewusstsein, daß von der ganzen Wirksamkeit des geistlichen Amtes zu gewissen Zeiten rein nichts übrig bleibe, als daß sie wissen, daß ein Prophet unter ihnen gewesen ist.“

„Man wird uns nicht sonderlich klagen hören über das kirchliche Unheil; im Gegenteil wollen wir dem Unheil, d. i. dem Unglauben, das Dröhnen des Harnisches der Gerechtigkeit und das Klingen des Schwertes des Geistes hörbar zu machen versuchen.“

„Es ist uns darum zu tun, einen freudigen christlichen Mut und nebst diesem, als dessen notwendiges Complement, eine nüchterne [75] geistliche Besonnenheit innerhalb des Pastorenstandes teils zu erwecken, teils zu erhalten und aufzufrischen.“

„Aber wie, wenn nun der Pastor mit diesem Zeugnis nichts ausrichtet? Wir antworten: ... darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf, daß sie wissen, es sei ein Prophet unter ihnen gewesen. Unser Mut besteht nicht bloß darin, daß wir Zeugnis ablegen, sondern auch und mehr noch darin, daß wir ein Zeugnis ablegen, von welchem wir wohl wissen, daß es für die ungeheure Mehrzahl der uns Gegenüberstehenden ein völlig vergebliches Zeugnis ist. Wer auf direkten und greifbaren Erfolg bei den Massen rechnet, der ist auch noch kein mutiger Pastor in unserm Sinne; er ist nur auf Zeit mutig, solange er nämlich noch auf Erfolg hofft; sieht er das Trügliche dieser Hoffnung ein, so sinkt er zusammen und desperiert an sich – und seinem Amte.“

„Aber wenn nun unser nur gar wenige sind, welche dieses tun, wenn ich es in einem weiten Kreise von Amtsgenossen vielleicht ganz allein bin, was wird mich [sic!] mein Tun helfen? Wir antworten noch einmal: auf die Vielen und die Mehreren oder auf die Wenigen oder auf die Keinen kommt es nicht an, sondern auf Gottes Ordnung und auf die lebendige Gegenwart Christi, des Herrn. Es ist freilich menschlich sehr schwer, ganz allein, völlig einsam zu stehen, es hat dieses Alleinstehen etwas wahrhaft Furchtbare, aber wir sind nicht die ersten, denen solches widerfährt: ‚Da verließen ihn alle Jünger und flohen‘. Das ist ein schweres Wort voll unerschöpflichen Trostes. Auf ein solches gänzliches Alleinstehen müssen wir uns gefaßt halten. Das kann der Herr in den gegenwärtigen Zuständen gar bald uns zuteilwerden lassen und von uns fordern, daß wir, je ein einziger unter vielen tausend Widersprechern, dennoch unbeweglich feststehen.“

„Unsere Stütze ist nur eine: der lebendige und gegenwärtige Christus, der Herr, er, der da war, der da ist, der da kommt; durch ihn stützen wir wohl die politischen Bestände, niemals aber stützen sie uns, und genau in demselben Maße, in welchem die politischen Gewalten sich dieser ihnen von uns dargebotenen Stütze entschlagen, neigen sie sich dem Verfall und dem Untergang zu.“

Soweit Vilmars Worte, die wir als Antwort nehmen und weitergehen auf die Frage: wie weiter?

Als der in seinem Hermannsburger Pfarramt so gesegnete Ludwig Harms von einem Freunde um Rat angegangen wurde, wie er in den Schwierigkeiten seiner Gemeindearbeit weiter kommen könnte, schrieb Harms ihm in seiner Antwort: „Ich bin den Theorien so durch und durch feind, daß ich glaube, daß alles verkehrt angefangen ist, was nach Theorien geschieht. Ich lasse nur eine Theorie gelten, die des Heiligen Geistes. Mit des Heiligen Geistes Kraft, akkurat nach dem Worte, getrieben von der Liebe Christi, und dann ohne weiteres darauf und daran, und gesprochen, wie einem der Schnabel gewachsen ist, und getan, was man nicht [76] lassen kann, und in jeder Seele eine Seele sehen, die Christus mit Blut erkauf hat und die man ihm wiedergewinnen muß, das, glaube ich, ist der frische Lebensweg. Predigen Sie rücksichtslos entschieden Gottes Wort. Malen Sie Jesum Christum, und zwar dies vor allen Dingen, den Leuten vor die Augen, in seiner ganzen Kreuzesgestalt und Herrlichkeit, beten Sie in der Gemeinde brüinstig um den Heiligen Geist. Machen Sie Ihre Predigten nicht, sondern erbeten Sie sich auf den Knien Ihre Predigten, und wenn alle Leute schlafen, dann ringen Sie noch auf den Knien mit dem Herrn um die Seelen der Menschen, und opfern Sie Zeit, Kraft, Bequemlichkeit, alles, alles, dem Herrn und dem Seelenfrieden der Menschen. Das Wort Gottes aber predigen Sie ohne alle Rücksicht so, daß keine Hintertür offen bleibt, ohne Rücksicht auf die Folgen, noch auf Mißverständnis u. dgl. Unter Gottes Wort muß sich alles beugen, und kein Verhältnis und keine Folgen dispensieren davon. Dabei bitte ich Sie, wandeln Sie heilig, predigen Sie kein Wort, das Sie nicht selber tun, meiden Sie gänzlich alles, was nach der Welt

schmeckt oder riecht. Und nennen Sie alles beim rechten Namen, daß man es mit Händen greifen kann, was Sie meinen, so konkret wie möglich, damit es nicht über den Köpfen hingehet. Und bei den Krankenbetten und Hausbesuchen gar keine Theorie; was not ist, wird und muß der Herr dem Beter geben, und mit Gebet müssen Sie hingehen, dann macht sich alles von selbst, oder vielmehr der Herr macht alles, und der macht es allein gut; was man selbst macht, ist alles dummes Zeug ...“ –

Aber die Frage: Wie weiter? ist nicht bloß eine Frage an uns Pastoren. Wir treten mit dieser Frage vor die Gemeinden Schleswig-Holsteins. Durch diese Schrift, auch noch durch manche andere Schriften und nicht zuletzt durch unser mündliches Zeugnis wollen wir in unser Volk die Frage hineinwerfen: Wie weiter?

Wem es bisher noch verborgen blieb, dem mag Frenssens Buch die Binde von den Augen reißen. Eins wird er jetzt erkennen: Schleswig-Holstein steht vor der Entscheidung. Ein Dichter unserer Heimat röhrt die Werbetrommel für einen Glauben, der nicht der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Christus ist. So geht das Wort des Breklumer Christian Jensen in Erfüllung, das er zur Jahrhundertwende in seiner letzten Neujahrspredigt sprach: „Im kommenden Jahrhundert wird der große Kampf der Kirche sein, ihre Gnadschätze und ihre Heilsgüter treu zu erhalten.“

Schleswig-Holstein, entscheide dich! In diesem Kampf des Christusglaubens mit dem Unglauben gibt's keine Neutralität. Schleswig-Holstein, wie weiter? Keine Antwort ist auch eine Antwort. Keine Entscheidung für Christus ist eine Entscheidung gegen seine Herrschaft. Keine Kampfbereitschaft für Christus ist eine Unterstützung des Kampfes gegen ihn. Wer nicht mit ihm, um ihn sammelt, der zerstreut! [77]

Schleswig-Holstein, wie weiter? Wir fragen so, nicht weil uns bange wäre um die Herrschaft unseres Herrn Christus. Sein Thron wankt nicht, auch wenn die Nordmark sich seinem Herrschaftsanspruch entziehen will. Aber uns ist bange um die Nordmark. Uns ist bange um die Ehen in Schleswig-Holstein, in denen nicht Christus der Herr des Hauses ist. Uns ist bange um die Familien, in deren Leben das Buch der Bücher nicht mehr Heimrecht haben soll. Uns ist bange um eine Jugend, die an die Stelle des Glaubens an Gott den Glauben an Deutschland setzen will, anstatt im Glaubensgehorsam gegen den lebendigen Gott, der uns zu deutschen Menschen werden ließ, stark zu werden für den Dienst an unserm deutschen Volk. Uns ist bange um die Festigkeit der Volksgemeinschaft zwischen Nachbarn und allen Ständen, wenn verachtet und verworfen wird die stärkste gemeinschaftsbildende Macht auf Erden: das Wort von der Versöhnung in Christus.

Schleswig-Holstein, wie weiter?

Wir wollen und wir werden nicht aufhören, die Gemeinden Schleswig-Holsteins zu rufen, daß sie Antwort geben. Schon sammeln sich hier und dort in den Gemeinden Männer und Frauen, die treuer als je sich um Gottes Wort sammeln und es zur Richtschnur ihres täglichen Lebens machen wollen. Schon findet sich hier und dort eine Gemeindejugend, die williger als je zum Dienst für Christus in der Gemeinde bereit ist und die mutiger als zuvor auch unter Kameraden zu bekennen wagt. Schon wächst unter den Pastoren unseres Landes eine Gemeinschaft, fester als frühere Pastorengeschlechter sie kannten, eine Bruderschaft will werden, die sich rüstet und stärkt für den gemeinsamen Kampf im Zeugendienst für Christus.

Wir wissen: Schleswig-Holstein steht in der Entscheidung des Glaubenskampfes.

Wir wissen auch, was Frenssen weiß: Klein ist die Zahl der Treuen um Gottes Wort. Schwach ist die Kraft des einzelnen Pastors in der Gemeinde. Und der Augenschein mag weithin dem Urteil Frenssens recht geben, das er über das kirchliche Leben in Schleswig-Holstein fällt: erstorbenes, sterbendes Leben!

Wir wissen aber auch, was Frenssen nicht weiß. Wir kennen den lebendigen Christus. Auch heute noch sammelt er sich durch Wort und Sakrament eine Gemeinde unter uns. Auch heute noch sind die Kräfte ewigen Lebens, wie einst zur Zeit der Apostel, vorhanden und wirksam. Auch heute noch lebt der Gott, der Gebete erhört.

Wo immer in den Gemeinden Schleswig-Holsteins die Christusgläubigen zu Gebet und Arbeit in Jesu Namen und Auftrag sich sammeln, da wird's geschehen, daß sie im Glaubenskampf der Nordmark die Siegeskraft Christi erfahren werden, so daß sie am Ende – nicht zu ihrem, aber zu ihres Herrn Ruhm – in Dank und Demut bekennen dürfen: Als die Sterbenden, und siehe, wir leben! [78]

Inhaltsübersicht

[79] ...

Bisher erschienen

Bisher erschienen im Amt für Volksmission, Breklum, Kreis Husum, Schleswig-Holstein:

- Heft 1: **Das christliche Bekenntnis und die Deutsche Glaubensbewegung.**
Von J. Lorentzen, Pastor in Kiel.
- Heft 2: **Weder Hauer noch die Deutschkirche.**
Von Hans Treplin, Pastor in Hademarschen.
- Heft 3: **Ein christliches Wort zum Mythus des Blutes.**
Von H. Adolphsen, Pastor in Itzehoe.
- Heft 4: **Ein Wort an den deutschen Soldaten.**
Von Hans Treplin, Pastor in Hademarschen.
- Heft 5: **Aberglaube und Zauberei – Wahn oder Wirklichkeit?**
Von E. Juhl, Pastor in Altona-Gr.-Flottbek.
- Heft 6: **Der verborgene Schatz im Taufsaakrament.**
Von Paul Gerhard Johanssen, Pastor in Osterhever, Eiderstedt.
- Heft 7: **Halt uns bei festem Glauben.**
Von Wolfgang Prehn, Pastor in St. Peter (Nordsee).
- Heft 8: **Um Kreuz und Altar.**
Von Hans Treplin, Pastor in Hademarschen.

Partiepreise für Heft 1, 2, 3, 5, 6, 7, 8: je Heft 10 Pfg.,
100 Hefte 9,- RM, 500 Hefte 42,50 RM, 1000 Hefte 80,- RM.

Partiepreise für Heft 4: 1 Stck 10 Pfg., 10 Stck. je 9 Pfg.,
50 Stck. je 8 Pfg., 100 Stck je 7 Pfg., 500 Stck. je 6 Pfg.,
1000 Stck. je 5 Pfg.